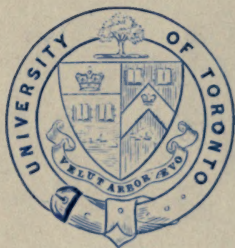


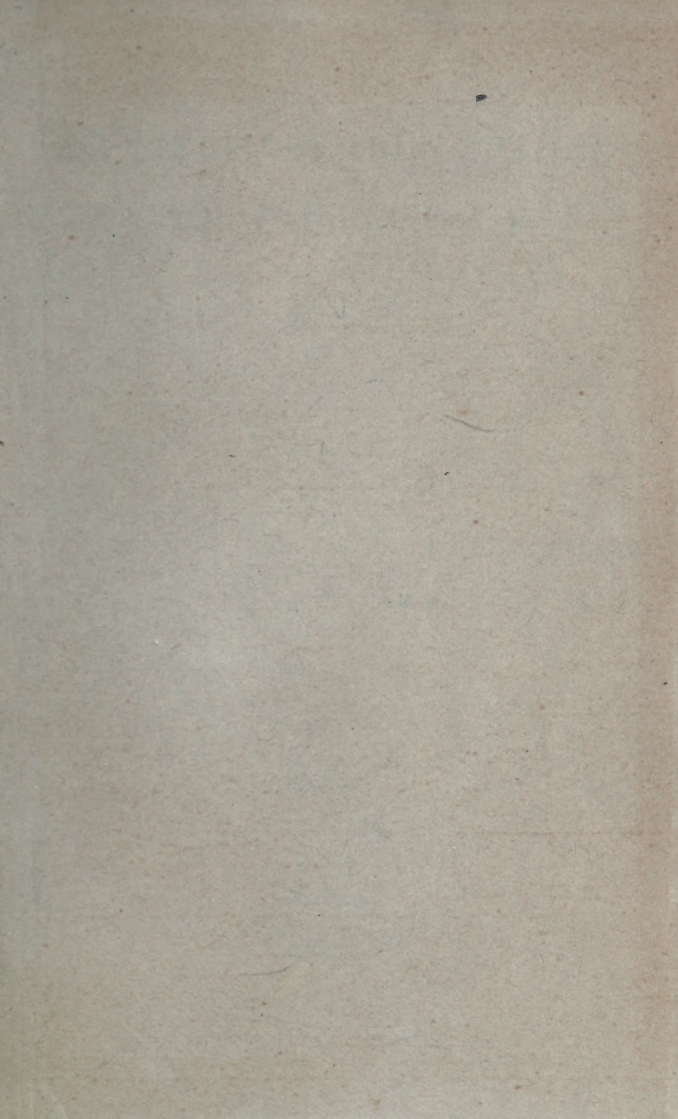


BRIEFWECHSEL
zwischen
FLAUBERT
und
GEORGE
SAND





Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by
Mrs. G. Ehrlich



لا اله الا الله
محمد رسول الله

DER LIEBHABERBIBLIOTHEK
ZWEIUNDZWANZIGSTER BAND



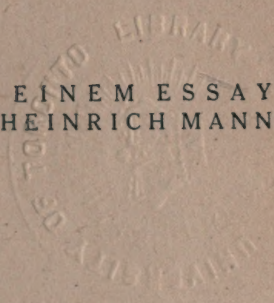
DRUCK VON E. GUNDLACH A.-G. IN BIELEFELD

LF
F 587kx
Lsh

GUSTAVE FLAUBERT

BRIEFE AN GEORGE SAND

MIT EINEM ESSAY
VON HEINRICH MANN



434042
—
4.4.45

ERSTES BIS FÜNFTES TAUSEND

GUSTAV KIEPENHEUER / VERLAG / POTSDAM
1919

PQ
2247
A3S3



DEUTSCH VON ELSE VON HOLLANDER

FLAUBERT
UND DIE KRITIK

VON

HEINRICH MANN

Flaubert ist aus seinem Werk allein nicht zu erkennen. Er hat sich, sobald er an die Nachwelt dachte — und er dachte an die Ewigkeit — versteckt; er hat über sich getäuscht. Man muß ihn aufsuchen, wo er sich gehen ließ, nicht unter Verantwortung schrieb. Dort wird man erfahren, daß der fühllose Beobachter einen Zärtlichen birgt, der Verächter einen Leidenden; daß dem stummen, strengen Bildner das Herz voll formloser Sehnsucht ist; daß es ihm voll Forderungen und unterdrückter Schreie ist; daß der wach umherblickende Arbeiter lieber in sich hinabschauen und seine Tiefen durchspüren würde; — ja, daß hier ein Plastiker auf der Stelle den Meißel schwingt, wo er einen Analytiker lebendig begraben hat. Das mußte geschehen. Ein Lyriker und Zerteiler der eigenen Seele war für die Zeit nicht mehr zu gebrauchen. Auf Mussets Behauptung, das Herz allein sei Dichter, mußte endlich geantwortet werden: „Nicht die Dichter sind die Bleibenden, sondern die, die schreiben können“. Gefühle hat jeder; und Béranger und Onkel Tom hatten sie kompromittiert. Es hieß nun männlich werden: keusch und der Wirklichkeit ergeben, der Außenwelt. „Leidenschaft

zeugt keine Verse, und je persönlicher man ist, um so schwächer ist man.“ Wem nur daran gelegen ist, mit seinem Ich ansteckend zu wirken, lachen oder weinen zu machen, der weiß noch nicht, was Kunst ist. Die Gefühlssucht haßt das Vollkommene: aber man muß es lieben. Man muß nur eins lieben: die Schönheit, die absolute Schönheit, die vom Persönlichen unabhängig, vom Stoff, ja vielleicht vom Sinn der Worte unabhängig, in Sätzen, die wie kabbalistische Formeln sind, ein ihrem Priester selbst unbegreifliches Dasein hat. Ihr Priester sein! Den Stolz derer, die sich selbst vergöttlichen, weit von sich weisen; nur der Priester einer viel höheren, der höchsten Gottheit sein und zu ihren Füßen ein Leben des Darbens und der Kasteiungen, ein strenges und demütiges, aber auch ein vornehmes und allem Menschlichen entronnenes Leben führen.

Manchmal bricht das Gefühl des Heiligen, das einem anvertraut ist, berauschend aus einem hervor, wie ein fremder, wilder Weiheduft, der einer Wunde im eigenen Fleisch zu entschlüpfen scheint. Aber das sind Sonntagsstunden; an unabsehbar vielen Alltagen fühlt man dafür den Leib vom Stachelring zerkratzt, sinkt abgemattet und immer unbefriedigt — denn das Ziel ist das Vollkommene! — zurück in einen Sumpf innerer Öde. Dann zieht man wohl alte

Manuskripte hervor und betrachtet den lockigen, selbstsicheren jungen Menschen, der damals, unbesorgt, ob in guten oder schlechten Sätzen, ob nebelig oder klar, sein Herz preisgab und seine Meinungen verfocht; der Geschmacklosigkeiten beging und Begeisterungen austobte. Und man sehnt sich. Man erleidet Versuchungen. Die Erinnerungen jenes Jünglings wären zu schreiben: das wäre Erholung. Ach nein, es wäre Rückfall; und man hat es so nötig, sich zu behüten. Der Freundin, die einem rät, sich selbst zu malen, das eigene Leiden zu erleichtern, indem man es beschreibe, antwortet man fast erbittert; denn sie rät einem, was das nie ganz erzogene Herz sich heimlich wünscht. „Es widerstrebt mir unsäglich, etwas von meinem Herzen zu Papier zu bringen. Ich finde sogar, daß ein Romancier nicht das Recht hat, über was immer seine Meinung zu äußern. Die große Kunst ist, glaube ich, unpersönlich, wie die Wissenschaft.“

Meinungen äußern! Zusammenhänge zu Schlüssen führen! Seine Persönlichkeit ans Licht lassen, um sich schlagen, Kritik üben! Flaubert, als Lyriker geboren und darum Kritiker, sah diese Genüsse in der Ferne schweben, wie den Lohn alles Entbehrens, alles Geleisteten. Er hat die Kritik, den Kult des Persönlichen und des Gefühlsmäßigen, als seine

Gefahr empfunden, als sein Laster; hat sie sich versagt, solange er sich auf der Höhe fühlen würde, und sie sich erst für sein Alter versprochen, wenn sein Tintenfaß trocken wäre. Er hat in schlecht bewachten Stunden mit der Kritik geliebäugelt, wie ein arbeitssamer, strenger Bürger mit den Dämchen, die er sich vielleicht gönnen wird, wenn er Rentner ist. In seinen Briefen nimmt er sich einen Vorgeschmack der künftigen Instinktbefreiung; sagt sein Wort zu Zeit und Welt und feiert mit einem trübsinnigen alten Mädchen, das er nie sieht, kleine, leise Gefühlsorgien: „Ich habe, wie Sie, die durchdringende Schwermut gekannt, die das Avemaria an Sommerabenden uns gibt ...“ Seinen ganzen Lebenslauf entlang tauchen da und dort kritische Vorsätze auf: ein Band Vorreden, eine Geschichte des poetischen Empfindens in Frankreich, sein berühmtes Wörterbuch der überkommenen Ideen, dessen Wirkung sein sollte, daß niemand mehr zu sprechen wagte, aus Furcht, seine Worte könnten darin, ernsthaft und mit Knirschen, als Muster aufgestellt sein. Denn alle gangbaren Dummheiten, die ganze ewige Mittelmäßigkeit sollte dort heimtückisch verteidigt, alles Große und Freie im Sinne der Zahmen und Kleinen verhöhnt werden. Und das war dann endlich die Rache eines, den seine hinabgewürgten Meinungen erstickten: seine Rache

an Bürgern und Kritik. Denn die Kritik, wie sie geübt ward, war spießbürgerlich und dem Großen mißgesinnt. Sie verkleinerte, was groß war, und förderte das Belanglose. Sie war die Zuflucht der Nichtsköner; sie stand der Form und dem geistigen Wert nach unter den gereimten Gesellschaftsscherzen. Seine alte Geliebte machte ihn in einem Roman schlecht. Welche traurigen Werke kämen dabei heraus, wenn man die Literatur in den Dienst der eigenen Persönlichkeit stellte! ... Dann werde die Kritik also verschwinden? O nein: sie steht erst am Anfang, und ihre großen Männer kommen erst. Große Phantasie und große Güte sind nötig, was so viel heißt als eine stets bereite Begeisterungsfähigkeit, — und Geschmack obendrein.

Das bedeutet: Flaubert hat jetzt Werke zu behaupten; Werke, deren er nicht immer sicher war, die er manchmal verleugnet hat. „Ich hasse die bürgerliche Poesie, die Familienkunst, obwohl ich selbst welche schreibe.“ Um so weniger durften andere daran rühren. Das Werk konnte seinem Meister Zweifel und Qual machen, so blieb es doch das Werk seines Schicksals. Mochte er es unvollkommen aus dem Marmor geschlagen haben, so hatte es doch, schon vor ihm, darin gesteckt. Die göttliche Folgerichtigkeit des Schaffens machte in diesem, wie in

jedem wahren Künstlerbewußtsein, die Kritik zu einem Popanz. Da das Werk nun geschehen ist und dasteht: was soll Reden? Redet man gegen das Weltall und seinen Schöpfer? Schreibt Artikel gegen eine Pflanze? Worte über den Sternenhimmel hin und ein wenig gesprochene Luft auf einen Halm oder einen Wald gehaucht: das ist Kritik. Vielleicht konnte sie einmal von innen kommen und das stumme Werk redend machen; konnte ein Kritiker alles schon gewesen sein, was der Dichter selbst einst war: Nil-schiffer, griechischer Rhetor, Pirat und Mönch, Seiltänzer und byzantinischer Kaiser, und konnte auch das hier entstandene schon erlebt haben. Aber es war unwahrscheinlich, daß diese ideale Kritik einem andern zu Gebote stand, als dem Autor. Und es blieb schwer begreiflich, wie jemand sich einbilden konnte, er habe Macht über das Werk eines andern. War's ein Eigener, der Kritik trieb, wie Sainte-Beuve, dann staunte Flaubert, daß er nicht lieber Bücher schrieb. Wo es ging, sah er in Kritiken Haß; und wo es nicht möglich war, staunte er. Unergründlich muß er die verachtet haben, die Herz von ihm forderten. Sie fehlten ihm nicht und fehlen keinem. Sie grassieren in den großen Revüen, überall dort, wo die Literatur zum Gebrauch der Familien hergerichtet wird und das Schreiben nichts, aber alles das Gemüt gilt.

Die Keuschheit und das göttliche Gemisch aus Verachtung und Verstehen in einem Meister, der verhüllten Hauptes hinter seiner Welt bleibt, dulden diese Herzlichen nicht. Sie fordern, daß er hervortrete, jedes Ding mit dem erklärenden Stöckchen betupfe und auf jedes eine gerührte Träne fallen lasse. Er soll ihnen sein Herz auf offener Hand entgegentragen. Verschmäht er's, geraten die Herzlichen vor Bosheit außer sich. Seine große Kunst erbittert sie nur noch mehr. Ein malender, tönender Stil, weise Kadenzen, Vergleiche aus unbürgerlichen Gebieten machen ihn kalter Virtuosität höchst verdächtig. Sie fassen es nicht, daß man, um gelitten zu haben, nicht ihre häßlichen Sätze schreiben muß. Sie sind nicht streng genug, sich in ein künstliches Getriebe zu versenken, das grausam ist wie das der Natur. Sie sind nicht tief genug, zu wissen, daß Schönheit niemals kalt war; daß hinter jeder Schönheit der Schmerz steht, den Meißel noch in der Hand. Sie sind die Herzlichen — und waren noch immer auf dem Posten, wenn es hieß, eine Bovary kreuzigen.

Was ist mit Leuten anzufangen, die ihm, vom Herzen zu schweigen, nicht einmal die nötigste Erregbarkeit der Nerven zugestehen wollen. Ihm, der tagelang den Geschmack des Giftes nicht los ward,

das Emma Bovary genommen hatte. Der mit Herzklopfen ans Fenster treten mußte, weil der Rausch der Liebenden und ihres Kusses, der Rausch ihres Waldes, ihrer Sonne, ihres Windes ihn, der es für sie erlebte, überwältigt hatte. Was schuldet man diesen Leuten? Den anderen? Mögen sie, im Haufen, einander lieb haben: wir sind allein, und wir lehnen ab, was sie bewegt.

Flaubert war niemals versöhnlich, wo Kunst auf dem Spiel stand. Er wird nun abweisend gegen alle, die nicht ihm folgen, sich seinen Gesetzen nicht unterwerfen. Früher hatte er von Stendhal nichts wissen wollen; jetzt schränkt er Zola ein. Der Absolutist, der in jedem Künstler keimt, ist reif und bricht aus. Wer an uns rührt, ist unser Feind; unser Feind, wer anders ist. Schlagt ihn tot! Ganz verstehen konnte Flaubert nur sich; und jetzt versteht er nur noch sich. Seine Sympathie haben einzig die Fanatiker, die Genossen im Tyrannenpurpur; und die Asketen, die heilig und in Wüsten sind. Die Einsamkeit erstreckt sich allmählich bis an die äußersten Grenzen seines Lebens. Jedes Übergreifen auf andere scheint nun unmöglich. Mit niemandem läßt sich noch reden. Überall springen feindliche Meinungen auf, nicht zu dulddende; überall müßte man zuschlagen. Man geht nicht in Gesellschaft, ohne angegriffen zu

werden: denn der mißtrauische Tyrann fühlt in jeder Majestät sich selbst beleidigt. Immer gab der Glaube an die Großen ihm Glaube an sich. Welch Schauer, wenn er sich vorstellte, er werde Shakespeare schauen und daran sterben! Diese aber würden den Größten, trete er leibhaftig ein, antasten mit ihren feinen Zungen. Und er kann nicht erwidern, kann die Aufrührer mit Worten nicht zerstören.

Die Kunst des Sicheinschleichens und Untergrabens durch Analyse ist ihm die fremdeste geworden, das Wesen des Kritikers das feindlichste auf Erden. Er ward alt und steif und ist nur noch ein stummer, dummer Bildner. „Die Meisterwerke sind dumm“, erkannte er einst; und sein Ich ist nun eins mit einem Meisterwerk. Das steht für ihn. Jene aber tun, als sähen sie es nicht. Sein Werk schlägt durch bloßes Dasein alles, was sie vorbringen. Aber sie tun, als sähen sie es nicht. Was ist da zu machen? Er hebt, krank vor ohnmächtigem Zorn, die Arme, er stößt Beschimpfungen aus. Zu Hause schwingt er, ächzend unter ungerächten Demütigungen, seinen Hammer. Dies Werk wird ihn rächen; es wird glänzen, wenn jene modern.

... Ach nein, es geht über Menschenkraft, es wird stürzen, alles wird stürzen. Einsame Triumphe, einsame Niederlagen, — und dann sinkt ihm der

Arm; zu den Füßen des unfertigen Werkes bricht er nieder ... Ein Meister ist tot, ein Kämpfer und ein Herr: jetzt mögen sie lästern.

... 1866

Teure, gnädige Frau!

Ich kann Ihnen nicht genug dafür danken, daß Sie getan haben, was Sie eine Pflicht nennen. Die Güte Ihres Herzens hat mich gerührt und Ihre Sympathie hat mich stolz gemacht. Das ist alles.

Ihr Brief, den ich soeben bekomme, ergänzt Ihren Artikel noch und übertrifft ihn, und ich kann Ihnen nur das eine sagen, daß ich Sie sehr aufrichtig liebe.

Nicht i c h habe Ihnen im September eine kleine Blume in einem Briefumschlag geschickt. Sonderbar ist aber, daß mir zur gleichen Zeit auf dieselbe Art ein grünes Blatt übersandt wurde.

Was Ihre so herzliche Einladung betrifft, so sage ich nicht ja und nicht nein darauf, als echter Normanne. Ich werde Sie vielleicht eines Tages in diesem Sommer überraschen. Denn ich habe große Lust, Sie zu sehen und mit Ihnen zu plaudern.

Es würde mir sehr lieb sein, Ihr Bild zu haben, um es in meinem Zimmer an die Wand hängen zu können, hier auf dem Lande, wo ich oft lange Monate ganz allein verbringe. Ist die Bitte unbescheiden? Wenn nicht, so im voraus tausend Dank! Zusammen mit dem obigen, den ich wiederhole.

Croisset, Freitag (1866)

Teurer Meister!

Wenn Sie aus Saint-Valery um dreiviertel neun Uhr abfahren, sind Sie in einer Stunde in Rouen. Dort werden Sie mich an der Tür Ihres Kupees finden und brauchen sich dann um nichts mehr zu kümmern. Wenn Sie nicht morgens aus Saint-Valery abfahren, bleibt Ihnen nur noch der Zug um vier Uhr nachmittags.

Sie werden telegraphisch ein paar Worte empfangen haben, die Ihnen sagen, daß Ihr Zimmer Sie erwartet. Sie werden also hier übernachten. :

Wenn Ihr Katarrh hartnäckig ist, (siehe die Epistel Casimir Delavignes an Lamartine)

— und keuchend der Atem stoßweis'
und pfeifend dem Munde entfleucht,

Nur unbesorgt:

Will man die Lunge gebührend erfrischen,
muß man den Chalardschen Heiltrunk sich
mischen.

Ich küsse Ihnen beide Hände.

... 1866

Aber sicher rechne ich auf Ihren Besuch in meiner Wohnung. Was die Störungen betrifft, die das schöne Geschlecht herbeiführen kann, so werden Sie sie nicht

bemerken (seien Sie dessen sicher), nicht mehr als die andern. Aber da es von meiner Wohnung zu der Ihren weit ist und Sie den Weg vergeblich machen könnten, so bestimmen Sie bitte, sobald Sie in Paris sind, eine Zusammenkunft. Und wir werden uns dann noch ein zweites Mal treffen, um in aller Gemütlichkeit zusammen zu speisen.

Bouilhet habe ich Ihre herzlichen Zeilen geschickt.

Augenblicklich bin ich angeekelt von der Menschenmasse, die sich unter meinen Fenstern hinter dem Faschingsochsen herwälzt! Und dabei sagt man, daß der Witz auf der Straße zu Hause ist.

Croisset, Dienstag, 1866

Sie sind allein und traurig dort unten, — ich bin in gleicher Verfassung hier. Woher kommt das, diese Anfälle düsterer Stimmung, die einen bisweilen überkommen? Es wächst wie ein Alp, man fühlt sich ertrinken, man muß fliehen. Ich lege mich dann lang auf den Rücken, tue gar nichts, und die Welle geht vorüber.

Mein Roman will augenblicklich sehr schlecht vorwärts. Hinzu kommen noch die verschiedenen Todesnachrichten: der Tod Cormenins (eines fünf- undzwanzigjährigen Freundes), der Gavarois' und dann alles übrige; nun, es wird vorübergehen. Sie

wissen nicht, was es heißt, einen ganzen Tag den Kopf in seine beiden Hände graben und sein unglückseliges Hirn zermartern, um ein einziges Wort zu finden. Bei Ihnen strömt der Gedanke üppig, unaufhörlich, wie ein Fluß. Bei mir ist es ein winziges Rinnsal. Bei mir ist große künstlerische Arbeit nötig, bevor ich einen Wasserfall erziele. Ja, ich kenne die Schrecknisse des Stils!

Kurz, ich verbringe mein Leben damit, mir Herz und Hirn zu zerfleischen, das ist der wirkliche Kern Ihres Freundes.

Sie fragen ihn, ob er manchmal an seinen alten Troubadour denkt, — das will ich meinen! Und er vermißt ihn. Unsere nächtlichen Plaudereien waren sehr fein (es gab Augenblicke, wo ich an mich halten mußte, um Sie nicht zu hätscheln wie ein großes Kind). Ihnen mögen gestern abend die Ohren geklungen haben. Ich aß mit der ganzen Familie bei meinem Bruder. Es ist fast nur von Ihnen die Rede gewesen, und alle Leute sangen Ihr Lob, außer mir natürlich, der Sie möglichst schlecht gemacht hat, mein geliebter, teurer Meister.

Ich habe anläßlich Ihres letzten Briefes (und in einer ganz natürlichen Ideenverbindung) das Kapitel im Montaigne gelesen, das betitelt ist: „Einige Verse von Virgil“. Was er von der Keuschheit sagt, ist

genau auch meine Auffassung. Das Bestreben ist schön, nicht die Enthaltensamkeit an sich. Sonst müßte man das Fleisch verfluchen gleich den Katholiken. Gott weiß, wohin das führen würde. Also auf die Gefahr hin, wiederzukäuen und als ein Spießbürger zu erscheinen, wiederhole ich, daß Ihr junger Freund unrecht hat. Wenn er mit zwanzig Jahren enthaltsam ist, wird er mit fünfzig ein gemeiner Wüstling sein. Alles rächt sich! Die großen Naturen, zugleich die guten, sind vor allem verschwenderisch und nehmen es nicht so genau mit ihrer Hingabe. Man muß lachen und weinen, lieben, arbeiten, genießen und leiden, und überhaupt soviel wie möglich nach dem Maße seiner Fähigkeiten in Schwingung sein. Das ist, glaube ich, das wahrhaft Menschliche.

Croisset, Sonnabend

Ich habe auf meiner kurzen Pariser Reise kein Glück gehabt, teurer Meister. Als ich Ihnen am Mittwoch Ihren Schal und die Tulpenblätter brachte, gedachte ich mich, falls ich Sie nicht träfe, am andern Morgen vor Ihrer Tür einzufinden. Am andern Morgen aber hatte ich eine Zusammenkunft mit Dumaine, der uns zweimal am selben Tage im Stich gelassen hat. Kurz, die Vorlesung hat nicht stattgefunden. Man hat Angst gehabt, uns anzuhören. Das Spiel ist also

noch unentschieden, und ich mache mich in tiefster Seele darüber lustig.

Ich bin voll Ungeduld, all Ihre Bücher auf einem Brett aufgestellt zu sehen. Das ist doch noch ein Geschenk, — ein königliches Geschenk, das mich tief gerührt hat.

Vergessen Sie auch das Porträt nicht, damit ich Ihren lieben, schönen Kopf immer vor Augen habe.

Wo sind Sie jetzt? Ich werde erst Ende Oktober in den zivilisierten Gegenden auftauchen, zur Premiere meines Freundes Bouilhet.

Croisset, Samstag abend, . . . 1866

Nun habe ich also das schöne, liebe und berühmte Antlitz bei mir. Ich werde einen großen Rahmen dafür machen lassen und es an meine Wand hängen, und könnte dann wie Talleyrand zu Louis-Philipp sagen: „Das ist die größte Ehre, die meinem Hause widerfahren ist,“ ein schlechtes Wort, denn wir beide sind mehr wert als diese beiden Biedermänner.

Von den beiden Porträten ziehe ich die Zeichnung Coutures vor. Was Marchal betrifft, so hat er in Ihnen nur die „brave Frau“ gesehen; ich aber bin ein alter Romantiker, ich finde in dem andern Bilde den Kopf des Dichters wieder, der mir in meiner Jugend so viele Träume geschenkt hat . . .

Ich, ein geheimnisvolles Wesen? aber, teurer Meister! Ich finde mich von widerlicher Platttheit und bin oft sehr angeekelt von dem Spießbürger, den ich unter der Haut habe. Unter uns: Sainte-Beuve kannte mich gar nicht, obwohl er es behauptet. Ich schwöre Ihnen sogar (bei dem Lächeln Ihrer Enkelin), daß ich wenige Menschen kenne, die weniger „lasterhaft“ sind als ich. Ich habe viel geplant und sehr wenig ausgeführt. Was den oberflächlichen Beobachter täuscht, das ist die Disharmonie, die zwischen meinen Gefühlen und meinen Gedanken besteht. Wenn Sie sie hören wollen, will ich Ihnen eine rückhaltlose Beichte ablegen.

Der Sinn fürs Grotteske hat mich in der Liederlichkeit festgehalten. Ich behaupte, daß der Zynismus an die Keuschheit angrenzt. Wir werden uns viel darüber zu sagen haben (falls Sie es wünschen), wenn wir uns das nächste Mal sehen.

Ich schlage Ihnen folgendes Programm vor. Mein Haus wird für einen Monat unwohnlich und unbequem sein. Aber Ende Oktober oder Anfang November (nach Bouilhets Stück) wird nichts Sie hindern, hoffe ich, mit mir hierher zurückzukehren, nicht für einen Tag, wie Sie sagten, sondern wenigstens für eine Woche. Sie bekommen Ihr Zimmer „mit einem

Schreibtisch und allem, was man zum Schreiben braucht“. Einverstanden? Was die Zauberposse betrifft, so danke ich Ihnen für Ihre guten Dienste. Ich werde Ihnen die Sache vordeklamieren, (sie ist mit Bouilhet zusammen gemacht), aber ich halte sie für eine schwache Bagatelle, und ich schwanke zwischen dem Wunsch, ein paar Piaster zu verdienen und dem Schamgefühl, eine Albernheit aufzutischen.

Ich finde Sie ein wenig streng gegen die Bretagne, nicht gegen die Bretagner, die mir als abstoßende Tiere erschienen sind. Was übrigens keltische Archäologie betrifft, so habe ich im „Artiste“ 1858 einen recht guten Sermon über die Wackelsteine veröffentlicht, aber ich habe die Nummer nicht und erinnere mich sogar nicht mehr des Monats.

Ich habe in einem Zuge die zehn Bände der „Geschichte meines Lebens“ gelesen, von der ich ungefähr zwei Drittel kannte, aber in Bruchstücken. Ich habe Ihnen zu all dem eine Unmenge von Bemerkungen zu unterbreiten, die mir wieder einfallen werden.

Croisset, Samstag abend, ... 1866

Die Übersendung der beiden Porträte hatte mich in den Glauben versetzt, Sie seien in Paris, teurer Meister, und ich habe Ihnen einen Brief geschrieben, der Sie in der Rue des Feuillantines erwartet.

Ich habe meinen Artikel über die Druidensteine nicht wiedergefunden, aber ich habe das ganze Manuskript meiner Bretagnereise unter meinen „Unveröffentlichten Werken“. Wir werden darüber zu schwatzen haben, wenn Sie hier sind, nur Mut!

Ich habe nicht, wie Sie, dies Gefühl, als wollte das Leben soeben beginnen, habe nicht dies Staunen über das frisch erblühte Dasein. Mir ist im Gegenteil, als hätte ich immer existiert! Und ich habe Erinnerungen, die bis zu den Pharaonen zurückreichen. Ich sehe mich ganz deutlich in den verschiedenen Zeitaltern, wie ich verschiedene Gewerbe betreibe, in mannigfachen Lebensumständen. Mein gegenwärtiges Individuum ist das Ergebnis meiner entschwundenen Individualitäten. Ich war Kahn-schiffer auf dem Nil, *leno* in Rom zur Zeit der punischen Kriege, später griechischer Rhetor in Suburre, wo ich von Wanzen zernagt wurde. Ich bin während der Kreuzzüge gestorben, weil ich an den Gestaden Syriens zuviele Weintrauben gegessen habe. Ich bin Seeräuber und Mönch gewesen, Seiltänzer und Kutscher. Vielleicht auch Kaiser des Morgenlandes?

Sehr viele Dinge würden sich erklären, wenn wir unsere wirkliche Genealogie kennen. Denn da die Elemente, die einen Menschen bilden, beschränkt sind, müssen sich die gleichen Kombinationen wieder-

holen. Daher ist die Lehre von der Vererbung im Prinzip richtig, ist aber falsch angewendet worden.

Es ist mit diesem Wort wie mit sehr vielen andern. Jeder faßt es an einem Ende an, und man versteht sich nicht. Die psychologischen Wissenschaften werden bleiben, wo sie sind, das heißt in Finsternis und Torheit, solange sie nicht eine genaue Nomenklatur haben und solange es erlaubt ist, den gleichen Ausdruck zur Bezeichnung der verschiedensten Begriffe anzuwenden. Wenn man die Kategorien durcheinanderbringt, dann lebwohl Moral!

Finden Sie im Grunde nicht, daß man seit 89 Stroh drischt? Statt auf der großen Landstraße weiterzugehen, die breit und schön war wie eine *Via triumphalis*, ist man auf Seitenpfade abgebogen und wadet im Morast. Es wäre vielleicht weise, spontan zu Holbach zurückzukehren? Wenn man, bevor man Proudhon bewundert, Turgot kannte?

Aber was würde aus dem „Chic“ werden, dieser modernen Religion?

Chic ist: für den Katholizismus sein (ohne ein Wort davon zu glauben), für die Sklaverei sein, für das Haus Österreich sein, Trauer um die Königin Amélie tragen, „Orpheus in der Unterwelt“ bewundern, sich mit landwirtschaftlichen Vereinen beschäftigen, über Sport reden, kühl erscheinen, so idiotisch sein, daß

man sogar die Verträge von 1815 bedauert. Das ist das Neueste.

O, Sie denken, weil ich mein Leben mit den Versuchen hinbringe, unter Vermeidung von Assonanzen harmonische Phrasen zu drechseln, ich hätte deshalb nicht auch meine kleinen Urteile über die Dinge dieser Welt? Leider doch, und ich krepriere, wenn ich sie nicht ausspreche. Aber genug geschwätzt, ich möchte Sie sonst langweilen.

Bouilhets Stück wird in den ersten Tagen des November gespielt werden. Wir werden uns also in einem Monat sehen.

Ich umarme Sie herzlich, teurer Meister.

Montag nacht, ... 1866

Sie sind traurig, armer Freund, teurer Meister, an Sie habe ich gedacht, als ich den Tod Duveyriers erfuhr. Da Sie ihn geliebt haben, beklage ich Sie. Dieser Verlust gesellt sich den andern bei. Wie wir diese Toten im Herzen haben! Jeder von uns trägt seine Totenstadt in sich.

Ich bin seit Ihrer Abreise völlig abgeschraubt und habe das Gefühl, als hätte ich Sie seit zehn Jahren nicht gesehen! Mein einziges Gesprächsthema mit meiner Mutter ist, von Ihnen zu reden, alle Leute hier vergöttern Sie.

Unter welcher Konstellation sind Sie eigentlich geboren, daß Sie in Ihrer Person so verschiedenartige, so mannigfache und so seltene Eigenschaften vereinen?

Ich weiß nicht, welche Art Gefühl ich Ihnen entgegenbringe, — aber ich empfinde für Sie eine besondere Zärtlichkeit, wie ich sie bis jetzt für niemanden gefühlt habe. Wir haben uns gut verstanden, nicht wahr, es war schön.

Ich habe Sie besonders gestern abend um zehn Uhr vermißt. Es war Feuer bei meinem Holzhändler. Der Himmel war rot, und die Seine hatte eine Farbe wie Johannisbeergelee. Ich habe drei Stunden lang an der Pumpe gearbeitet und bin höchst erschöpft nach Hause gekommen.

Eine Zeitung in Rouen, le Nouvelliste, hat von Ihrem Besuch in Rouen erzählt, so gut, daß ich am Sonnabend, nachdem ich Sie verlassen hatte, mehrere Bürger traf, die wütend auf mich waren, weil ich Sie nicht vorgeführt hatte. Das schönste Wort ist mir von einem ehemaligen Unterpräfekten gesagt worden: „Ah, wenn wir gewußt hätten, daß sie da war . . . so würden wir ihr . . . so würden wir ihr,“ wohl fünf Minuten lang suchte er nach dem Wort: „würden wir ihr . . . zugelächelt haben.“ Das wäre sehr wenig gewesen, nicht wahr?

Sie „mehr“ zu lieben, ist mir unmöglich, aber ich umarme Sie zärtlich. Ihr melancholischer Brief von heute früh trifft den Nagel auf den Kopf. Wir haben uns in dem Augenblick getrennt, wo uns sehr viele Dinge auf die Lippen kommen wollten. Zwischen uns beiden sind noch nicht alle Tore geöffnet. Sie flößen mir große Achtung ein und ich wage keine Fragen an Sie zu stellen.

Mittwoch nacht, ... 1866

Oh, wie schön ist der Brief von Marengol'hirondelle! Wirklich, ich finde, das ist ein Meisterwerk! Kein Wort, das nicht genial wäre. Ich habe wiederholt ganz laut gelacht. Ich danke Ihnen sehr, teurer Meister, Sie sind reizend wie stets.

Sie erzählen mir nie, was Sie tun. Wie ist es mit dem Drama?

Ich bin durchaus nicht überrascht, daß Sie meine literarischen Nöte nicht verstehen! Ich verstehe mich selber darin nicht. Aber sie sind trotzdem vorhanden und zwar heftig. Ich weiß nicht mehr, wie ich es anfangen soll zu schreiben, und nach unendlichem Umhertasten glückt es mir kaum den hundertsten Teil meiner Gedanken auszudrücken. Nicht der ersten Eingebung folgt Ihr Freund, nein, durchaus nicht! Zwei ganze Tage drehe und wende ich einen

Passus hin und her, ohne zum Ziel zu kommen. Manchmal möchte ich weinen! Ich kann Ihnen leid tun, und mir auch.

Was unser Diskussionsthema betrifft (hinsichtlich Ihres jungen Freundes), so ist das, was Sie mir in Ihrem letzten Brief schreiben, so völlig meine Art zu sehen, daß ich es nicht nur in die Praxis umgesetzt, sondern auch verkündet habe. Fragen Sie Theo. Wir wollen uns aber einigen. Die Künstler (die Priester sind) riskieren nichts, wenn sie keusch sind, im Gegenteil! Aber die Spießbürger, wozu denn? Gewisse Leute müssen doch menschlich bleiben. Glücklich sind die, die nicht daran rühren. —

Ich glaube nicht (im Gegensatz zu Ihnen), daß es den Charakter des idealen Künstlers zum Guten beeinflussen könnte, er würde ein Ungeheuer. Die Kunst ist nicht dazu da, Ausnahmen zu schildern; daher empfinde ich einen unbesieglichen Widerwillen dagegen, irgend etwas aus meinem Herzen zu Papier zu bringen. Ich finde sogar, daß ein Dichter nicht das Recht hat, seine Ansicht über irgend etwas, was es auch sei, auszudrücken. Hat der liebe Gott jemals seine Meinung gesagt? Deshalb sind in mir nicht wenige Dinge, die mich ersticken, die ich herausprudeln möchte und die ich doch hinunterschlucke. Wozu soll ich sie denn auch sagen? Der erste Beste

ist interessanter als Herr Gustave Flaubert, weil er allgemeiner und infolgedessen typischer ist.

Es gibt gleichwohl Tage, wo ich mich als Kretin fühle. Ich habe jetzt ein Bassin mit Goldfischen, und das macht mir Spaß. Sie leisten mir Gesellschaft, wenn ich esse. Ist es dumm, sich für so einfältige Dinge zu interessieren? Leben Sie wohl, es ist spät, mir brennt der Kopf.

Ich umarme Sie.

Samstag morgen, ... 1866

Beunruhigen Sie sich nicht wegen der Auskünfte über die Zeitschriften. Das wird wenig Platz in meinem Buch einnehmen, und ich habe Zeit zu warten.

Aber wenn Sie nichts zu tun haben, so skizzieren Sie mir irgend etwas, was Ihnen von 48 in Erinnerung ist. Dann können Sie es mir mündlich genauer erzählen. Ich will keine Abhandlung von Ihnen, wohlverstanden, sondern bitte Sie, Ihre persönlichen Erinnerungen ein wenig zu sammeln.

Kennen Sie eine Schauspielerin vom Odeon, die Macdulf im Macbeth gespielt hat, namens Duguéret: Sie möchte in Mont-Revêche gern die Rolle der Nathalie haben. Sie wird Ihnen von Girardin, Dumas und mir empfohlen werden. Ich habe sie gestern in Faustine gesehen, wo sie viel Verve zeigte. Sie wissen

also Bescheid, an Ihnen ist es, Ihre Maßnahmen zu treffen. Meine Meinung ist, daß sie Intelligenz hat und daß man Nutzen daraus ziehen kann.

Wenn Ihr kleiner Ingenieur ein Gelübde abgelegt hat und dies Gelübde ihm nicht schwer fällt, so hat er recht, es zu halten; wenn nicht, so ist es eine reine Albernheit, unter uns gesagt. Wo gibt es Freiheit, wenn nicht in der Leidenschaft?

Also nein. Zu meiner Zeit legten wir nicht solche Gelübde ab; man war verliebt! Und wie! Aber alles vereinigte sich in einem großen Eklektizismus, und wenn man sich von den „Damen“ entfernte, geschah es aus Stolz, aus Mißtrauen gegen sich selbst, als Kraftprobe. Aber wir waren auch rote Romantiker, von vollendeter Lächerlichkeit, doch in höchster Blüte. Das wenige Gute, das mir geblieben ist, stammt aus jener Zeit.

... 1866

Da ich Sie nicht bei mir habe, lese ich Sie, oder vielmehr lese Sie wieder. Ich habe mir „Consuelo“ vorgenommen, die ich früher in der Revue *Indépendante* verschlungen habe.

Ich bin von neuem bezaubert. Ist das ein Talent, großer Gott! ist das ein Talent! Diesen Ruf stoße ich in Zwischenräumen „im stillen Kämmerlein“

aus. Ich habe vorhin tatsächlich geweint über den Kuß, den Porpora auf Consuelos Stirn drückt ... Ich kann Sie nur mit einem großen Strome Amerikas vergleichen. Riesenhaftigkeit und Sanftheit.

Ich habe die „Odeurs“ des großen Mannes namens Veillot noch nicht gelesen. Wenn keine Beleidigungen gegen uns darin stehen, ist es unvollständig. Und Leute von Geist bewundern das alles doch! O heiliger Polykarp!

... 1866

Ich bin gestern, Samstag abend, hier angekommen; all meine Studien sind erledigt, und ich mache mich heute nachmittag wieder an die Arbeit.

Sainte-Beuve scheint mir sehr krank zu sein. Ich glaube, daß er es nicht mehr lange macht.

Ich habe vorgestern und gestern mit Turgenjeff gespeist. Dieser Mann hat eine so schöne Bildhaftigkeit, sogar in der Unterhaltung, daß er mir George Sand gezeigt hat, wie sie im Schloß der Frau Viardot in Rosay auf einem Balkon lehnte. Unterhalb des Türmchens war ein Wassergraben, auf dem Graben ein Boot, und Turgenjeff, der auf der Bank dieses Kahns saß, betrachtete Sie von unten, und die untergehende Sonne glitt über Ihr schwarzes Haar.

Ich habe gestern das Buch Ihres Sohnes bekommen. Ich werde mich daran machen, wenn ich etliche wahrscheinlich weniger erbauliche Lektüre hinter mir habe. Sagen Sie ihm trotzdem inzwischen meinen Dank, teurer Meister.

Sprechen wir zunächst von Ihnen, vom Arsenik. Ich glaube gar! Sie müssen Eisen trinken, spazieren gehen und schlafen und in den Süden fahren, was es auch koste, basta! Sonst wird die Frau aus Eisen zerbrechen. Was das Geld betrifft, so findet man es; und die Zeit nimmt man sich. Sie werden natürlich nichts von dem tun, was ich Ihnen rate. Das ist unrecht von Ihnen, und Sie betrüben mich.

Nein, ich habe nicht, was man Geldsorgen nennt; meine Einnahmen sind sehr beschränkt, aber sicher. Nur da es in der Gewohnheit Ihres Freundes liegt, dieselben vorher zu verausgaben, ist er bisweilen in Verlegenheit und klagt im „stillen Kämmerlein“, aber nicht anderswo. Falls nicht außergewöhnliche Ereignisse eintreten, werde ich bis ans Ende meiner Tage immer mein Essen und eine warme Stube haben. Meine Erben sind oder werden reich sein (denn ich bin der arme Mann von der Familie), also still!

Was das Geldverdienen durch meine Feder betrifft, so ist das eine Anmaßung, die ich niemals gehabt habe, da ich mich dafür vollständig unfähig fühle.

Man muß also als kleiner Rentner auf dem Lande leben, was nicht besonders possierlich ist. Aber da so viele andere, die mehr wert sind als ich, keinen Grund und Boden ihr eigen nennen, wäre es ungerecht, sich zu beklagen. Die Vorsehung anschuldigen ist übrigens eine so allgemeine Gewohnheit, daß man sich schon einfach aus gutem Ton dessen enthalten muß.

Noch ein Wort über die Geldfrage, das unter uns bleiben wird. Ich kann Ihnen, ohne daß es mich irgendwie in Verlegenheit brächte, sobald ich in Paris bin, das heißt am zwanzigsten oder dreiundzwanzigsten dieses Monats, tausend Franken leihen, wenn Sie sie brauchen, um nach Cannes zu gehen. Ich mache Ihnen diesen Vorschlag frei heraus, wie ich ihn Bouilhet machen würde oder jedem andern vertrauten Freunde. Keine Zeremonie! Vorwärts!

Unter Gesellschaftsmenschen wäre das nicht passend, das weiß ich, aber unter Troubadouren sind sehr viele Dinge möglich.

Ihre Einladung, nach Nohant zu kommen, ist sehr liebenswürdig. Ich werde kommen, denn ich möchte gern Ihr Haus sehen. Wenn ich an Sie denke, stört

es mich, daß ich es nicht kenne. Aber ich muß dies Vergnügen bis zum nächsten Sommer aufschieben. Ich muß jetzt einige Zeit in Paris bleiben. Drei Monate sind nicht zuviel für alles, was ich dort tun will.

Ich schicke Ihnen den Artikel von dem guten Barbès zurück, dessen wirkliche Biographie ich sehr unvollkommen kenne. Ich weiß nur von ihm, daß er ehrlich und heldenhaft ist. Drücken Sie ihm in meinem Namen die Hand, um ihm für seine Sympathie zu danken. Unter uns: ist er ebenso klug wie bieder?

Mir wäre es jetzt nötig, daß Männer aus jener Welt sich offenherzig mir gegenüber aussprächen. Denn ich gehe eben daran, die Revolution von 48 zu studieren. Sie haben mir versprochen, mir in Ihrer Bibliothek in Nohant herauszusuchen: 1. einen Artikel von Ihnen über die Fayencen; 2. einen Roman von Pater X . . . , Jesuit, über die Heilige Jungfrau.

Aber welche Strenge gegen Vater Beuve, der weder Jesuit noch Jungfrau ist! Er bedauert, sagen Sie, „was gar nicht bedauernswert ist, in seinem Sinne wenigstens“. Warum das? Alles hängt von der Intensität ab, die man auf eine Sache verwendet.

Die Menschen werden immer finden, daß die ernsthafteste Sache in ihrem Dasein das Genießen ist.

Die Frau ist für uns alle der Spitzbogen der Unendlichkeit. Das ist nicht edel, aber es ist der wahre Kern des Männchens. Man macht von dem ganzen unmäßig viel Aufhebens. Gott sei Dank für die Literatur und auch für das individuelle Glück.

O, ich habe Sie vorhin so sehr vermißt. Die Brandung ist wundervoll, der Wind tost, der Fluß schäumt und tritt über die Ufer. Er trägt Meerluft herüber, die gut tut.

1. November 1866

Teurer Meister!

Ich bin gestern abend ebenso beschämt wie gerührt gewesen, als ich Ihre „so zierliche“ Epistel bekam. Ich bin ein Schuft, daß ich auf die erste nicht geantwortet habe. Wie kommt das? Denn für gewöhnlich fehlt es mir nicht an Pünktlichkeit.

Mit der Arbeit geht es nicht sonderlich schlecht. Ich hoffe meinen zweiten Teil [Schule der Empfindsamkeit] im Februar beendigt zu haben. Aber wenn ich in zwei Jahren fertig sein will, darf sich Ihr alter Freund von jetzt an nicht mehr vom Stuhl rühren. Das ist der Grund, daß ich nicht nach Nohant komme. Acht Tage Ferien sind für mich drei Monate Träumerei. Ich würde nur noch an Sie denken, an die Ihren, an Berry, an alles, was ich gesehen hätte. Mein

unglücklicher Geist würde in fremden Gewässern schiffen. Ich habe so wenig Kraft.

Ich verhehle nicht, wieviel Vergnügen mir Ihre kurzen Worte über Salamambo bereitet haben. Dieser Schmöker müßte von gewissen Inversionen befreit werden; es sind zuviele „dann“, „aber“ und „und“ darin. Man spürt die Mühe.

Was meine augenblickliche Arbeit betrifft, so fürchte ich, daß der Entwurf fehlerhaft ist, und das ist irreparabel. Und werden so reale Charaktere interessieren? Man erzielt große Wirkungen nur durch einfache Dinge, durch sezierte Leidenschaften. Aber ich sehe in der modernen Welt nirgends Einfachheit.

Traurige Welt! Sind diese italienischen Affären nicht wirklich beklagenswert und bedauerlich grotesk? All diese Befehle, Gegenbefehle zu Gegenbefehlen von Gegenbefehlen! Die Erde ist entschieden ein sehr untergeordneter Planet.

Sie haben mir nicht gesagt, ob Sie mit den Auführungen im Odeon zufrieden gewesen sind. Wann werden Sie in den Süden gehen? Und wohin?

Heute in acht Tagen, das heißt am siebenten oder zehnten November werde ich in Paris sein, da ich durch Auteuil bummeln muß, um kleine Winkel zu entdecken. Reizend wäre es, wenn wir zusammen

nach Croisset zurückkehren könnten. Sie wissen wohl, daß ich Ihnen wegen Ihrer beiden letzten Reisen in die Normandie sehr böse bin.

Auf bald, nicht wahr? Ohne Gefasel! Ich umarme Sie, wie ich Sie liebe, teurer Meister, das heißt sehr zärtlich.

Croisset, Samstag nacht, ... 1867

Nein, teurer Meister, Sie sind nicht Ihrem Ende nahe. Um so schlimmer für Sie vielleicht. Aber Sie werden alt werden, sehr alt, wie die Riesen, da Sie ja von dieser Rasse sind: nur Sie m ü s s e n sich Ruhe gönnen. Eins erstaunt mich, daß Sie nicht schon zwanzigmal gestorben sind, da Sie soviel gedacht, soviel geschrieben und soviel gelitten haben. Gehen Sie doch, da Sie Lust dazu haben, für eine Weile ans Mittelländische Meer. Der Azur beruhigt und stählt. Es gibt Verjüngungsländer, zum Beispiel der Golf von Neapel. In gewissen Momenten machen sie vielleicht trauriger? Ich weiß es nicht.

Das Leben ist nicht leicht! Eine komplizierte und kostspielige Sache! Ich weiß nur eins. Man braucht zu allem Geld, so sehr, daß man bei einem geringen Einkommen und einem wenig einträglichen Beruf auf vieles verzichten muß. Das tue ich! Das ist nun einmal nicht anders, aber die Tage, an denen die Arbeit

nicht gehen will, sind nicht amüſant. O ja, o ja, ich will Ihnen gern auf einen andern Planeten folgen. Und was das Geld betrifft, ſo wird eben das den unſern in einer nahen Zukunft unbewohnbar machen, denn es wird ſelbſt für den Reichſten unmöglich ſein, hier zu leben, ohne ſich mit ſeinem Hab und Gut zu beſchäftigen; alle Leute werden mehrere Stunden täglich damit hinbringen müſſen, ſich über ihr Kapital den Kopf zu zerbrechen. Reizend! Ich für mein Teil zerbreche mir weiter den Kopf über meinen Roman und gehe nach Paris, ſobald ich mein Kapitel beendet habe, — gegen Mitte des nächſten Monats.

Obwohl Sie es vermuten, beſucht mich „keine ſchöne Dame“. Die ſchönen Damen haben meinen Geiſt ſehr beſchäftigt, haben mich aber ſehr wenig Zeit gekoſtet. Mich Einſiedler zu nennen, iſt vielleicht ein richtigerer Vergleich als Sie glauben.

Ich bringe ganze Wochen hin, ohne ein Wort mit einem menſchlichen Weſen zu wechſeln, und am Ende einer Woche iſt es mir unmöglich, mich auf einen einzigen Tag oder auf irgendein Ereignis zu beſinnen. Ich ſehe Sonntags meine Mutter und meine Nichte, das iſt alles. Meine einzige Geſellſchaft beſteht in einer Bande Ratten, die auf dem Boden, über meinem Kopf, einen Höllenspektakel

macht, wenn das Wasser nicht braust und der Wind nicht weht. Die Nächte sind schwarz wie Tinte, und mich umgibt eine Stille wie in der Wüste. Die Reizbarkeit steigert sich in einem solchen Milieu ungeheuer. Ich habe Herzklopfen um nichts.

Das alles ist die Folge unserer hübschen Beschäftigung. Das kommt dabei heraus, wenn man sich Seele und Körper zermartert. Aber ob diese Marter nicht das einzig mögliche auf dieser Erde ist?

Ich habe Ihnen gesagt, nicht wahr, daß ich Consuelo und die Herzogin von Rudolstadt noch einmal gelesen habe; das hat mich vier Tage gekostet. Wir werden sehr eingehend darüber sprechen, sobald Sie wollen. Warum bin ich in Siverain verliebt? Vielleicht bin ich zweigeschlechtig.

... 1867

Teurer Meister!

Sie müßten wirklich irgendwo die Sonne aufsuchen; es ist töricht, immer leidend zu sein; reisen Sie doch; ruhen Sie sich; die Resignation ist die schlimmste der Tugenden.

Ich habe ein gutes Maß davon nötig, um alle Dummheiten zu ertragen, die ich mitanhören muß! Sie machen sich keine Vorstellung, wie weit man gekommen ist. Frankreich, das bisweilen vom Veits-

tanz ergriffen gewesen ist (wie unter Karl VI.), scheint mir jetzt an einer Gehirnparalyse zu leiden. Man ist aus Angst idiotisch. Aus Angst vor Preußen, Angst vor Streiken, Angst vor der Ausstellung, die „nicht geht,“ Angst vor allem. Man muß bis 1849 zurückgehen, um einen solchen Grad von Kretinismus zu finden.

Man hat das letzte Mal bei Magny derartige Portiersunterhaltungen geführt, daß ich mir innerlich geschworen habe, keinen Fuß mehr dahinzusetzen. Es ist die ganze Zeit nur von Herrn von Bismarck und Luxemburg die Rede gewesen. Ich bin noch damit vollgestopft! Es fällt mir übrigens nicht leicht zu leben! Statt sich abzustumpfen, spitzt sich meine Reizbarkeit zu; ein Haufen wichtiger Dinge quält mich. Verzeihen Sie diese Schwäche, Sie, die so stark und so duldsam sind!

Der Roman kommt gar nicht vorwärts. Ich bin in die Lektüre der Zeitungen von 48 versunken und habe verschiedene Ausflüge nach Sèvres, Creil usw. machen müssen (und ich bin noch nicht damit fertig).

Der alte Sainte-Beuve arbeitet eine Rede über Gedankenfreiheit aus, die er im Senat halten will, gelegentlich des Preßgesetzes. Er ist sehr verwegen, wissen Sie.

Sagen Sie Ihrem Sohn Maurice, daß ich ihn sehr liebe, erstens weil er Ihr Sohn ist und zweitens, weil er er selbst ist. Ich finde ihn gut, geistreich, gebildet, nicht Poseur, durchaus bezaubernd und „talentvoll“.

... 1867

Ich bin in Unruhe, weil ich keine Nachricht von Ihnen habe, teurer Meister. Was machen Sie? Wann sehe ich Sie?

Aus meiner Reise nach Nohant ist nichts geworden. Der Grund: meine Mutter hat vor acht Tagen einen kleinen Anfall gehabt. Es ist nichts zurückgeblieben, aber es kann wiederkommen. Sie sehnt sich nach mir, und ich will meine Rückkehr nach Croisset beschleunigen. Wenn es ihr im August gut geht und ich unbesorgt sein kann, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen, daß ich Ihren Penaten zueilen werde.

An Neuigkeiten dieses, daß Sainte-Beuve mir ernstlich krank zu sein scheint und daß Bouilhet soeben zum Bibliothekar in Rouen ernannt worden ist.

Seit die Kriegsgerüchte wieder verstummt sind, scheint man mir etwas weniger idiotisch zu sein. Der Ekel, den die allgemeine Feigheit mir einflößte, schwindet.

Ich bin zweimal in der Ausstellung gewesen; das ist vernichtend. Es gibt prachtvolle und ganz kuriose

Sachen. Aber der Mensch ist nicht geschaffen, das Unendliche zu verdauen; er müßte alle Wissenschaften und alle Künste beherrschen, um sich für alles das interessieren zu können, was man auf dem Marsfelde sieht. Gleichviel: einer, der drei ganze Monate Zeit hätte und jeden Morgen hinginge, um sich Notizen zu machen, würde dadurch viel Lektüre und sehr viele Reisen sparen.

Man fühlt sich dort sehr fern von Paris, in einer neuen und häßlichen Welt, einer ungeheuren Welt, die vielleicht die Welt der Zukunft ist. Als ich das erste Mal dort gefrühstückt habe, habe ich immerfort an Amerika gedacht, und ich hätte am liebsten wie ein Neger gesprochen.

... 1867

Ich bin zu Anfang dieser Woche für sechsunddreißig Stunden in Paris gewesen, um dem Ball in den Tuilerien beizuwohnen. Es war, ohne jede Übertreibung, prachtvoll. Paris wächst übrigens ins Riesenhafte. Es wird närrisch und ungeheuer. Wir kehren vielleicht zum alten Orient zurück. Es scheint mir, als wüchsen Idole aus dem Boden. Man ist von einem Babylon bedroht.

Warum nicht? Das Individuum wird derartig abgeleugnet von der Demokratie, daß es sich zu voll-

ständiger Erschlaffung erniedrigen wird, wie unter den großen theokratischen Despotismen.

Mein Roman geht piano. In dem Maße, wie ich vorwärtskomme, tauchen die Schwierigkeiten auf. Es ist ein schwerer Karren mit Steinen zu ziehen! Und Sie klagen über eine Arbeit, die sechs Monate dauert!

Ich habe noch wenigstens zwei Jahre zu tun (mit meiner). Wie, zum Teufel, machen Sie es, um die Verbindung zwischen Ihren Gedanken zu finden? Das hält mich auf. Übrigens erfordert dies Buch [Die Schule der Empfindsamkeit] weitgehende Forschungen. So bin ich am Montag hintereinander im Jockey-Klub, im Café Anglais und bei einem Rechtsanwalt gewesen.

Schätzen Sie das Vorwort Victor Hugos zu Paris-Guide? Nicht besonders, nicht wahr? Die Philosophie Hugos erscheint mir immer etwas unklar.

Ich habe mich vor acht Tagen an einem Zigeunerlager in Rouen ergötzt. Es ist das dritte Mal, daß ich so etwas sehe und stets mit neuem Vergnügen. Das Wunderbare war, daß sie den Haß der Bürger erregten, obwohl sie harmlos sind wie Schafe.

Ich habe bei der Menge einen schlechten Eindruck gemacht, weil ich ihnen ein paar Sous gegeben habe, und ich habe hübsche Worte gehört à la Prudhomme.

Dieser Haß geht auf etwas sehr Tiefes und Verwickeltes zurück. Man findet ihn bei allen Ordnungsmenschen.

Es ist der Haß, den man gegen den Beduinen hegt, gegen den Ketzer, den Philosophen, den Einsiedler, den Dichter, und es ist Furcht in diesem Haß. Mich, der ich immer für die Minorität bin, erbittert er. Allerdings erbittern mich viele Dinge. An dem Tage, da ich nicht mehr empört sein werde, werde ich machtlos hinfallen wie eine Puppe, die man von ihrem Draht abschneidet.

Der Draht, der mich diesen Winter gehalten hat, war die Empörung, die ich gegen unsern großen nationalen Historiker Thiers empfand, der in die Kategorie der Halbgötter übergegangen war, ferner gegen die Broschüre Trochu und den ewigen Changuarnier, der über den Wassern schwebt. Gott sei Dank hat das Ausstellungsdelirium uns momentan von diesen „großen Männern“ befreit.

Sonnabend, ... 1867

Jenes Wort muß korrigiert werden, teurer Meister; ich war nicht so sehr in die Arbeit versunken, daß ich nicht Lust gehabt hätte, Sie zu sehen. Ich habe der Literatur bis jetzt genügend Opfer gebracht, ohne noch dies letzte hinzuzufügen. Der Grund war:

man hat meine Wohnung neu gestrichen. So gründlich, daß ich vierzehn Tage in Rouen bei meiner Mutter gewohnt habe und dann noch eine Woche in dem kleinen Pavillon hinten im Garten. Deshalb hat man seinen Alten nicht gebeten, zu kommen.

Aber wer kann uns hindern, uns vom September ab zu sehen? Ich werde den ganzen August abwesend sein. Adressieren Sie Ihre Briefe an mich nach dem Boulevard du Temple, 42.

Und die Arbeit? Was macht Cadio?

Ich fühle mich alt wie eine Pyramide und erschöpft wie ein Esel. Meine Mutter trägt nicht dazu bei, mich froh zu machen. Sie wird immer schwächer, immer bitterer, ist traurig und macht mich traurig. Um sie ein wenig zu zerstreuen, führe ich sie auf die Ausstellung.

Trotzdem verrichte ich mein Tagewerk und hoffe Ende dieses Jahres meinen zweiten Teil beendet zu haben. Das Ganze wird nicht vor zwei Jahren fertig sein! Und dann ade für immer, Spießbürger! Nichts ist so anstrengend, wie die menschliche Dummheit zu ergründen.

Was die Dummheit betrifft: es scheint, daß die offizielle Welt wütend auf den alten Sainte-Beuve ist. Das Unglück Camille Doucets grenzt ans Erhabene.

Vom Standpunkt der zukünftigen Freiheit muß man vielleicht diese religiöse Heuchelei der Gesellschaftsmenschen segnen, die uns so sehr empört! Je später die Frage entschieden wird, desto besser wird sie entschieden werden. Die andern können nur schwächer werden, wir aber werden uns festigen.

Teurer Meister!

Wie! Keine Nachricht?

Aber jetzt werden Sie mir antworten, da ich Sie ja um eine Gefälligkeit bitte. Ich lese in meinen Notizen das folgende: „National‘ von 1841. Schlechte Behandlung Barbès, Fußtritte gegen die Brust, man zerrt ihn an Bart und Haaren, um ihn ins Gewahrsam zu bringen. Das Protokoll, worin gegen diese Gewalttaten Beschwerde erhoben wird, ist unterzeichnet: E. Arago, Favre, Berryer.“

Informieren Sie sich bei ihm, ob das alles stimmt, ich bin Ihnen dankbar dafür.

Croisset, Samstag nacht

Nur gut, daß Sie mit dem Odeon zufrieden sind, teurer Meister.

Ich mache mich auf einen neuen „Villemér“ gefaßt und werde natürlich bei der Premiere sein. Sie ist

im April, nicht wahr? Übrigens ist es gleich, ob ich hier oder dort unten bin, ich gehe hin.

Fräulein Bosquet (die Verfasserin von *Normandie merveilleuse*) hat einen Roman veröffentlicht unter dem Titel „Eine gebildete Frau“. Es steckt sicher etwas darin. Ich habe mir erlaubt, ihr zu raten, Ihnen ein Exemplar anzubieten. Ist das ein Stil! Wenn Sie von Mario Proth oder irgendeinem Ihrer Freunde eine Kritik darüber schreiben lassen könnten, würden Sie eine gute Tat tun.

Croisset, Samstag nacht, ... 1867

Ich habe den Bürger Bouilhet gesehen, der in seinem schönen Vaterlande einen wahren Triumph gehabt hat. Seine Landsleute, die ihn bisher radikal verleugneten, brüllen vor Begeisterung seit dem Augenblick, da Paris ihm zugejubelt hat. — Er wird am nächsten Sonnabend zurückkommen wegen eines Festessens, das man ihm zu Ehren veranstaltet. — Achtzig Gedecke mindestens usw.!

Was „Marengo l'hirondelle“ betrifft, so hat er das Geheimnis so gut bewahrt, daß er den fraglichen Brief mit einem Erstaunen gelesen hat, das mich irre machte.

Armer Marengo! das ist eine Figur! — Die müßten Sie irgendwo gestalten. Ich frage mich, was seine

Memoiren sein würden, wenn sie in einem solchen Stil geschrieben wären? — Meiner (der Stil) macht mir weiter Kopfzerbrechen, und zwar nicht geringes. — Ich hoffe, in einem Monat die ödeste Stelle überwunden zu haben. Aber augenblicklich habe ich mich in eine Wüste verrannt; das ist ja eben das schlimme! — Mit welchem Vergnügen werde ich dies Genre verlassen, um nie in meinem Leben dazu zurückzukehren.

Moderne französische Spießbürger schildern ekelt mich merkwürdig an. Und es wäre auch vielleicht Zeit, sich etwas am Dasein zu freuen und dem Autor angenehme Stoffe zu wählen.

Ich habe mich schlecht ausgedrückt, als ich Ihnen sagte, man dürfe nicht mit seinem Herzen schreiben; ich habe sagen wollen: nicht seine Persönlichkeit in Szene setzen. Ich glaube, daß die große Kunst wissenschaftlich und unpersönlich ist. Man muß durch geistige Anstrengung sich in die Persönlichkeiten hineinversetzen, nicht sie an sich ziehen. Das ist wenigstens die Methode; was so viel heißt wie: Versucht viel Talent und sogar Genie zu haben, wenn ihr könnt. Wie eitel sind all diese Dichter und Kritiker! — Und das Aufhebens, das diese Herren davon machen, verblüfft mich. O! diese Prachtkerle haben keine Hemmungen.

Ist Ihnen aufgefallen, wie allgemeine Gedanken bisweilen in der Luft liegen? So habe ich eben den neuen Roman meines Freundes Du Camp gelesen: „Die verlorenen Kräfte“. Er erinnert in sehr vielen Richtungen an den, den ich schreibe. Es (seins) ist ein sehr naives Buch, das einen richtigen Begriff von den Menschen unserer Generation gibt, die für die jungen Leute von heute wahre Fossilien geworden sind. Die Reaktion von 48 hat zwischen den beiden Frankreichs einen Abgrund aufgerissen.

Bouilhet hat mir gesagt, Sie seien das letzte Mal bei Magny ernstlich unpäßlich gewesen, Sie „Frau aus Eisen“, die Sie zu sein behaupten.

O nein, Sie sind nicht aus Eisen, Sie liebes, gutes, großes Herz! „Alter, geliebter Troubadour“, es wäre vielleicht angebracht, Almansor im Theater wieder zu Ehren zu bringen? Ich sehe ihn mit seinem Turban, seiner Gitarre und seiner aprikosenfarbenen Tunika, wie er hoch von einem Felsen herunter die Spekulanten im schwarzen Rock beschimpft. Die Rede könnte fein sein. Aber jetzt gute Nacht, ich küsse Sie zärtlich auf beide Wangen.

Mittwoch nacht, ... 1867

Ich bin Ihrem Rat gefolgt, teurer Meister, ich habe mir Bewegung gemacht!!!

Bin ich lieb, ja?

Sonntag abend, um elf Uhr, war eine solche Mondhelle auf dem Fluß und auf dem Schnee, daß ich von einer Sucht nach Bewegung erfaßt wurde; ich bin zwei und eine halbe Stunde lang spazieren gegangen, habe den Hügel erstiegen und mir vorgestellt, ich wanderte in Rußland oder Norwegen. Wenn die Flut kam und die Eisschollen der Seine und die zugefrorenen Bäche krachten, war es unstreitig wundervoll. Da habe ich an Sie gedacht und habe Sie vermißt.

Ich mag nicht allein essen. Ich muß den Gedanken an irgend jemanden mit den Dingen verbinden, die mir Freude machen. Aber dieser Jemand ist selten. Ich frage mich auch, warum ich Sie liebe. Deshalb, weil Sie ein großer Mensch, oder weil Sie ein entzückendes Geschöpf sind? Ich weiß es nicht. Sicher ist aber, daß ich ein besonderes Gefühl für Sie habe, das ich nicht definieren kann.

Und bei dieser Gelegenheit: glauben Sie (Sie, die Sie ein Meister der Psychologie sind), daß man zwei Menschen auf dieselbe Art liebt, daß man jemals zwei übereinstimmende Gefühle empfindet? Ich glaube es nicht, weil unser Ich sich in allen Momenten seines Daseins wandelt.

Sie schreiben mir herrliche Dinge über die „selbstlose Zärtlichkeit“. Das ist wahr, aber das Gegenteil ist auch wahr. Wir machen immer Gott zu unserm Bilde. Im Kern aller unserer Sympathie und aller unserer Bewunderungen finden wir uns selbst wieder, uns oder irgend etwas Verwandtes. Was schadet das, wenn dies „u n s“ gut ist?

Mein Ich langweilt mich augenblicklich tödlich. Wie lästig mir dieser Kerl bisweilen ist! Er schreibt zu langsam und posiert nicht im mindesten, wenn er über seine Arbeit klagt. Ist das ein Pensum! Und was für eine teuflische Idee ist es gewesen, einen solchen Stoff zu wählen. Sie könnten mir wohl ein Rezept geben, wie ich schneller vorwärts komme.

Ich habe von Sainte-Beuve ein Briefchen bekommen, das mich über seine Gesundheit beruhigt, das aber traurig ist. Er scheint mir verzweifelt zu sein, daß er nicht in die Zyprischen Wälder kann! Er hat schließlich recht, oder wenigstens von sich aus recht, was auf das gleiche herauskommt. Ich werde ihm vielleicht ähnlich sein, wenn ich sein Alter erreicht habe? Aber ich glaube es doch nicht. Da ich nicht die gleiche Jugend gehabt habe, wird mein Alter anders sein.

Das erinnert mich daran, daß ich früher ein Buch über die Heilige Périne geplant habe. Champfleury

hat diesen Stoff mißhandelt. Denn ich sehe nichts Komisches darin; ich würde ihn wild und schauerlich gestaltet haben. Ich glaube, daß das Herz nicht altert. Es gibt sogar Leute, bei denen es im Alter wächst. Ich war vor zwanzig Jahren trockener und rauher als heute. Ich habe mich durch die Abnutzung verweiblicht und erweicht, wie andere hart und zäh werden, und das empört mich. Ich fühle, daß ich ein Waschlappen werde; ein Nichts genügt, um mich zu erschüttern, alles stört mich und erregt mich, ich bin ein schwankendes Rohr im Winde.

Ein Wort von Ihnen, das mir eingefallen ist, veranlaßt mich, das Schöne Mädchen von Perth noch einmal zu lesen. Es ist hübsch, was man auch sagen mag. Dieser gute Mann hatte schon Phantasie, ganz entschieden.

Aber jetzt leben Sie wohl. Denken Sie an mich. Ich sende Ihnen meine besten Grüße.

Mittwoch nacht

Lieber Meister, teure Freundin des lieben Gottes, „sprechen wir ein wenig von Dozenval,“ brüllen wir gegen Herrn Thiers! Kann man sich einen triumphierenderen Dummkopf, einen verächtlicheren Zopfmenschen, einen waschlappigeren Spießbürger vorstellen?! Nein, nichts kann einen Begriff von

dem Ekel geben, den dieser alte diplomatische Ein-faltspinsel mir einflößt, der seine Dummheit auf dem Misthaufen der Bourgeoisie mästet! Ist es möglich, Philosophie, Religion, Völker, Freiheit, Vergangenheit und Zukunft, Geschichte und Naturgeschichte, und alles übrige mit naiverer und albernere Ungeniertheit zu behandeln? Er erscheint mir ewig wie die Mittelmäßigkeit! Er zermalmt mich!

Nett sind aber die wackeren Nationalgarden, die er 1848 angeführt hat, und die wieder anfangen, ihm Beifall zu spenden! Welch ein unendlicher Wahnsinn! Was beweist, daß alles Temperamentsache ist. Die Prostituierten — wie Frankreich — haben stets eine Schwäche für die alten Hanswürste.

Ich werde übrigens versuchen, im dritten Teil meines Romans (wenn ich zu der Reaktion komme, die den Junitagen gefolgt ist) ein Hühnchen mit ihm zu pflücken, anlässlich seines Buches „Vom Eigentum“, und ich hoffe, er wird zufrieden mit mir sein.

Welche Form muß man wählen, um bisweilen seine Meinung über die Dinge dieser Welt zu sagen, ohne Gefahr zu laufen, später für einen Dummkopf zu gelten? Das ist ein schweres Problem. Mir scheint es das Beste, diese Dinge, die einen erbittern, ganz schlicht zu schildern. Sezieren ist eine Rache.

Nun, ich zürne weder ihm, noch den andern; wohl aber unsern Leuten. Wenn man sich mehr mit der Belehrung der oberen Klassen befaßt und die landwirtschaftlichen Vereine auf später vertagt, wenn man endlich den Kopf über den Bauch erhoben hätte, würden wir jetzt wahrscheinlich nicht so dastehen.

Ich habe in dieser Woche die Einleitung Buchez' zu seiner Geschichte des Parlamentarismus gelesen. Aus dieser Zeit rühren unter anderm viele Dummheiten her, deren Last wir heute tragen.

Und dann ist es nicht recht, wenn Sie sagen, ich denke nicht „an meinen alten Troubadour“. An wen soll ich sonst denken? An meinen Schmöker etwa? Aber das ist viel schwieriger und weniger angenehm.

Bis wann bleiben Sie in Cannes?

Wird man nach Cannes nicht wieder nach Paris kommen? Ich werde gegen Ende Januar dort sein.

Wenn ich mein Buch im Frühling 1869 fertig haben will, darf ich von jetzt an mir nicht mehr acht Tage Ruhe gönnen. Deshalb komme ich nicht nach Nohant. Es ist immer wieder die Geschichte mit den Amazonen. Um besser Bogen schießen zu können, drücken sie sich die Brust ein. Ist das wirklich ein so gutes Mittel?

Leben Sie wohl, teurer Meister, schreiben Sie mir, ja? Ich umarme Sie zärtlich.

1. Januar 1868

Es ist nicht hübsch von Ihnen, mich mit der Schilderung der Freuden Nohants zu betrüben, da ich ja nicht daran teilnehmen kann. Ich brauche soviel Zeit, um so wenig fertig zu machen, daß ich keine Minute zu verlieren (oder zu gewinnen) habe, wenn ich meinen dicken Schmöker im Sommer 1869 vollenden will.

Ich habe nicht gesagt, daß man das Herz unterdrücken müsse, aber man muß es leider Gottes bezähmen.

Was meine Lebensweise betrifft, die allen Regeln der Hygiene widerspricht, so bin ich nicht erst seit gestern daran gewöhnt. Ich habe trotzdem eine ziemlich scharfe Kritik, und es ist Zeit, daß mein zweiter Teil fertig wird, worauf ich nach Paris gehen werde. Das wird gegen Ende des Monats geschehen. Sie sagen mir nicht, wann Sie aus Cannes zurückkehren.

Meine Wut gegen Herrn Thiers hat sich nicht gelegt, im Gegenteil! Sie idealisiert sich und wächst!

... 1868

Endlich, endlich hat man Nachricht von Ihnen, teurer Meister, und gute, was doppelt angenehm ist. Ich rechne darauf, mit Frau Sand in mein einsames Haus zurückzukehren, und meine Mutter

hofft es auch. Was meinen Sie dazu? Denn man sieht sich ja sonst überhaupt nicht mehr!

Was das Reisen betrifft, so fehlt mir nicht die Lust dazu. Aber ich wäre verloren, wenn ich das Ende meines Romans von hier verlegte. Ihr Freund ist ein Mann aus Wachs; alles drückt sich ihm auf, prägt sich ihm ein, durchdringt ihn. Wenn ich von Ihnen zurückkäme, würde ich nur noch an Sie und die Ihren denken, an Ihr Haus, Ihre Gegend, die Gesichter der Leute, denen ich begegnet wäre usw. Es kostet mich große Anstrengung, mich zu sammeln; jeden Augenblick fließe ich über. Aus diesem Grunde, lieber, guter, angebeteter Meister, versage ich es mir, mich in Ihrem Hause anzusiedeln und dort zu träumen. Aber im Sommer oder Herbst 1869 werden Sie sehen, was für einen guten Handlungsreisenden ich abgebe, wenn ich einmal losgelassen werde. Ich bin gemein, das sage ich Ihnen.

In Punkto Neuigkeiten ist wieder Ruhe, seit der Fall Kerveguen eines natürlichen Todes gestorben ist. War es ein dummer Streich?

Sainte-Beuve arbeitet eine Rede über das Preßgesetz aus. Es geht ihm entschieden besser. Ich habe Dienstag mit Renan gespeist. Er sprühte von Geist, Beredsamkeit und Künstlertum, wie ich ihn noch nie

gesehen hatte. Haben Sie sein neues Buch gelesen?
Sein Vorwort macht Aufsehen.

Mein armer Theo beunruhigt mich. Ich finde ihn
nicht widerstandsfähig.

... 1868

Mein teurer Meister!

In Ihrem letzten Brief loben Sie mich, unter andern reizenden Dingen, die Sie mir sagen, daß ich nicht hochmütig sei; man ist nicht hochmütig dem Hohen gegenüber. Also können Sie mich in dieser Beziehung nicht kennen, ich muß Sie für inkompetent erklären.

Obwohl ich mich für einen guten Menschen halte, bin ich nicht immer ein angenehmer Mann; Beweis: was mir letzten Donnerstag passiert ist. Nach einem Frühstück bei einer Dame, die ich „Gans“ titulierte hatte, machte ich einen Besuch bei einer andern, die ich als dumme Pute behandelt habe; das ist meine alte französische Galanterie. Die eine hatte mich mit ihren spiritualistischen Auseinandersetzungen und ihrer angemessenen Vorbildlichkeit gelangweilt; die andere erregte meine Empörung, weil sie sagte, Renan sei ein Lump. Beachten Sie, daß sie mir gestanden hat, seine Bücher nicht gelesen zu haben. Es gibt Dinge, bei denen ich die Geduld verliere, und wenn man einen Freund vor mir verleumdet,

kommt mein Blut in Wallung, ich sehe rot. Es gibt nichts Dummeres! Denn es nützt nichts und es tut mir sehr weh.

Übrigens scheint mir dieses Laster, das Herabsetzen von Freunden in der Gesellschaft, riesenhaften Umfang anzunehmen.

Freitag abend, ... 1868

Ich habe Ihre beiden Briefe bekommen, teurer Meister. Sie raten mir, das Wort Wasserjungfer durch das Wort Eisvogel zu ersetzen. Georges Souchet gibt mir das Wort Gerre des lacs (Familie der Gerris). Nun, mir paßt weder das eine noch das andere, weil sie dem unwissenden Leser nicht sofort das Bild geben.

Man müßte also das besagte Tierchen beschreiben? Aber das würde die Bewegung hemmen! das würde die ganze Landschaft anfüllen! Ich werde sagen: „Insekten mit langen Beinen“ oder „lange Insekten“, das ist klar und kurz.

Wenige Bücher haben mich mehr gepackt als Cadio und ich teile Maximes Bewunderung durchaus.

Ich hätte Ihnen schon früher davon gesprochen, wenn mir meine Mutter und meine Nichte nicht mein Exemplar weggenommen hätten. Heute abend endlich hat man es mir wiedergegeben; es liegt auf meinem

Tisch und ich blättere darin, während ich Ihnen schreibe.

Zunächst habe ich das Gefühl, es muß so gewesen sein! Man sieht es, man ist mitten darin und man glüht. Wieviele Menschen mögen dem Saint-Gueltas, dem Grafen Sauvieres, der Rebekka ähnlich gewesen sein! und sogar dem Henri, obwohl die Modelle für ihn seltener sind. Was Cadios Persönlichkeit betrifft, der mehr Erfindung ist als die andern, so liebe ich an ihm besonders die tolle Wut. Darin liegt die lokale Wahrheit des Charakters. Die Menschlichkeit in Wut gewandelt, die Guillotine mystisch geworden, das Dasein nur noch eine Art blutiger Traum, — so muß es in solchen Köpfen aussehen. Ich finde eine Szene shakespearisch: die des Abgeordneten der Nationalversammlung mit seinen beiden Sekretären ist von unerhörter Kraft. Man könnte weinen! Noch eine andere Szene hat mich beim ersten Lesen stark ergriffen, die Szene, wo Saint Gueltas und Henri beide ihre Pistolen in der Tasche haben; und noch viele andere.

Wie prachtvoll (ich schlage ganz zufällig auf) ist Seite 161!

Müßte man in diesem Stück der legitimen Frau des guten Saint-Gueltas nicht eine längere Rolle geben? Das Drama kann nicht schwer zu überarbeiten

sein. Es handelt sich nur darum, es zu kondensieren und zu kürzen. Wenn man es zur Aufführung bringt, garantiere ich Ihnen einen Riesenerfolg. Aber die Zensur?

Jedenfalls haben Sie ein meisterliches Buch geschrieben, das außerdem sehr amüsan ist. Meine Mutter behauptet, es erinnere sie an Geschichten, die sie als Kind gehört hat.

Meine Mutter begibt sich in einigen Tagen nach Dieppe zu ihrer Enkelin. Ich werde für einen guten Teil des Sommers allein sein und nehme mir vor, furchtbar zu schuften.

Ich arbeite viel und fürchte die Geselligkeit,
Nicht auf den Bällen wird die Zukunft uns bereitet.
(Camille Doucet.)

Aber mein ewiger Roman langweilt mich bisweilen unglaublich. Es fällt mir schwer, diese winzigen Einzelheiten von der Stelle zu bringen. Warum quält man sich auf einer so erbärmlichen Basis?

Ich wollte Ihnen sehr viel über Cadio schreiben; aber es ist spät, und die Augen brennen mir.

Deshalb nur einen ganz schlichten Dank, mein teurer Meister.

Croisset, Sonntag, 5. Juli 1868

Ich habe seit sechs Wochen furchtbar geschuftet. Die Patrioten werden mir dies Buch nicht verzeihen, und die Reaktionäre auch nicht. Um so schlimmer; ich schreibe die Dinge, wie ich sie fühle, das heißt wie ich glaube, daß sie sind. Ist das meinerseits eine Dummheit? Aber mir scheint, daß unser Unglück ausschließlich von den Leuten unserer Partei herührt. Was ich an Christentum im Sozialismus finde, ist ungeheuer. Nachstehend zwei kleine Notizen, die auf meinem Tisch liegen.

„Dies System (das seine) ist kein System der Ordnungslosigkeit, denn es hat seine Quelle im Evangelium, und aus dieser göttlichen Quelle kann kein Haß, können keine Kriege, kann keine Reibung aller Interessen fließen, denn die vom Evangelium aufgestellte Lehre ist eine Lehre des Friedens, der Einigkeit, der Liebe.“ (L. Blanc.)

„Ich wage sogar zu behaupten, daß mit der Heiligung des Sonntags in der Seele unserer Verseschmiede auch der letzte Funke des poetischen Feuers erloschen ist. Es gibt ein altes Wort: Ohne Religion keine Poesie.“ (Proudhon.)

Was diesen Mann betrifft, so flehe ich Sie an, teurer Meister, lesen Sie nach seinem Buch über die Heiligung des Sonntags eine Liebesgeschichte, die glaube

ich „Marie und Maxime“ betitelt ist. Man muß sie kennen, um einen Begriff vom Stil dieser Denker zu haben. Das ist ein Gegenstück zu der Bretagnereise des großen Veillot, in „Hier und Dort“. Was nicht hindert, daß wir Freunde haben, die diese beiden Herren sehr bewundern.

Wenn ich alt bin, werde ich zur Kritik übergehen; das wird mich erleichtern, denn oft ersticke ich an zurückgehaltenen Ansichten. Niemand versteht besser als ich die Entrüstung des braven Boileau gegen den schlechten Geschmack: „Die Dummheiten, die ich in der Akademie hören muß, beschleunigen mein Ende.“ Das ist ein Mensch.

So oft ich jetzt die Ankerkette der Dampfer höre, denke ich an Sie, und dies Geräusch reizt mich weniger, wenn ich mir sage, daß Sie es lieben. War das ein Mondschein heute nacht auf dem Fluß!

Dieppe, Montag, ... 1868

Ja gewiß, teurer Meister, ich war in Paris bei dieser „krankhaften“ Hitze, (wie Herr X. sagt, der Gouverneur des Schlosses in Versailles) und ich habe furchtbar geschwitzt. Ich bin zweimal in Fontainebleau gewesen und habe mir das zweite Mal auf Ihren Rat die Gruppen von Arbonne angesehen. Es ist so schön, daß mir ganz schwindlig geworden ist.

Ich bin auch in Saint-Gratien gewesen. Jetzt bin ich in Dieppe, und Mittwoch werde ich in Croisset sein, um mich dann lange nicht mehr von der Stelle zu rühren; ich muß den Roman weiterbringen.

Gestern habe ich Dumas gesehen; wir haben natürlich von Ihnen gesprochen, und da ich ihn morgen wiedersehe, werden wir wieder von Ihnen sprechen.

Ich habe mich schlecht ausgedrückt, wenn ich gesagt habe, mein Buch „lege den Patrioten alles Unheil zur Last“. Ich maße mir nicht das Recht an, jemandem etwas zur Last zu legen. Ich glaube sogar nicht, daß der Schriftsteller seine Meinung über die Dinge dieser Welt ausdrücken darf. (Das ist ein Teil meiner Dichtung und meiner selbst.) Ich beschränke mich also darauf, die Dinge so darzustellen, wie ich sie sehe, auszudrücken, was mir als das Wahre erscheint. Die Folgen kann ich nicht abwenden. Reiche oder Arme, Sieger oder Besiegte, ich lasse nichts von all dem gelten. Ich will weder Liebe, noch Haß, noch Mitleid, noch Zorn. Mit der Sympathie ist es etwas anderes: davon kann man nie genug haben. Die Reaktionäre werden übrigens noch weniger geschont werden als die andern, denn sie erscheinen mir schuldiger.

Ist es nicht Zeit, die Gerechtigkeit in die Kunst einzuführen? Die Unparteilichkeit der Schilderung würde dann der Majestät des Gesetzes gleichkommen — und der Exaktheit der Wissenschaft!

Da ich aber zu Ihrem großen Geist absolutes Vertrauen habe, werde ich Ihnen meinen dritten Teil vorlesen, wenn er fertig ist, und falls in meiner Arbeit irgend etwas ist, was Ihnen böse erscheint, so werde ich es ausmerzen.

Aber ich bin von vornherein überzeugt, daß Sie nichts einzuwenden haben werden.

Von Anspielungen auf Personen ist keine Spur vorhanden.

Prinz Napoleon, den ich Donnerstag bei seiner Schwester gesehen habe, hat mich nach Ihnen gefragt und sagte mir eine Schmeichelei über Maurice. Prinzessin Mathilde erklärte mir, sie fände Sie reizend, weshalb ich sie noch ein wenig mehr liebe als bisher.

Wie können die Proben zu Cadix Sie hindern, Ihren armen Alten in diesem Herbst zu besuchen? Nicht möglich, nicht möglich! Ich kenne Fréville. Es ist ein ausgezeichneteter und sehr belesener Mann.

Croisset, Mittwoch abend, 9. September 1868

Ist das ein Benehmen, teurer Meister? Fast zwei Monate haben Sie Ihrem alten Troubadour nicht geschrieben. Sind Sie in Paris, in Nohant, oder wo sonst?

Man sagt, Cadio werde gegenwärtig in der Porte Saint Martin einstudiert. (Sie und Chilly haben sich also überworfen?) Man sagt, die Thuillier werde in Ihrer Arbeit zuerst wiederauftreten, und ich dachte, sie läge im Sterben, die Thuillier, nicht Ihre Arbeit. Und wann wird man denn den Cadio spielen? Sind Sie zufrieden? Usw. usw.

Ich lebe vollkommen wie eine Auster. Mein Roman ist der Fels, an den ich mich anklammere, und ich weiß nichts von dem, was in der Welt vorgeht.

Ich lese sogar nicht mehr die Laterne, oder vielmehr habe sie nicht gelesen. Rochefort langweilt mich, unter uns gesagt. Es gehört Mut dazu, wenn man schüchtern zu sagen wagt, er sei vielleicht doch nicht der erste Schriftsteller des Jahrhunderts. O Barbaren! o Barbaren! wie Voltaire seufzen (oder brüllen) würde. — — —

Und Sainte-Beuve? Sehen Sie ihn? Ich für mein Teil arbeite rasend. Ich habe soeben eine Schilderung des Waldes von Fontainebleau geschrieben, die mir Lust gemacht hat, mich an einem seiner Bäume aufzu-

hängen. Da ich mich drei Wochen lang unterbrochen hatte, ist es mir entsetzlich schwer gefallen, wieder in Zug zu kommen. Ich bin vom Gelichter der Kamele, die man nicht anhalten kann, wenn sie laufen und nicht von der Stelle bringt, wenn sie rasten. Ich habe noch ein Jahr zu tun. Worauf ich dann die Spießbürger endgültig verabschiede. Es ist zu schwierig und im ganzen zu häßlich. Es wäre Zeit, etwas Schönes zu schreiben, was mir gefällt.

Es wäre mir im Augenblick sehr angenehm, Sie zu umarmen. Wann wird das sein? Bis dahin tausend herzliche Grüße!

... 1868

Das wundert Sie, teurer Meister? Nun, mich nicht! Ich hatte es Ihnen ja gesagt, aber Sie wollten mir nicht glauben.

Ich beklage Sie. Denn es ist traurig, die Menschen, die man liebt, sich verändern zu sehen. Dies Verdrängtwerden einer Seele durch eine andere in einem Körper, der dem, was er war, identisch bleibt, ist ein herzerreißendes Schauspiel. Man fühlt sich verraten! Ich habe das durchgemacht, und mehr als einmal.

Aber was für einen Begriff haben Sie denn von Frauen, Sie, die Sie vom dritten Geschlecht sind?

Sind sie nicht, wie Proudhon gesagt hat, „die Verzweiflung des Gerechten“? Seit wann können sie auf Hirngespinnste verzichten? Nach der Liebe die Frömmigkeit; das ist ganz in Ordnung. Dorine hat keine Männer mehr, sie nimmt den lieben Gott. Das ist alles.

Die Menschen sind selten, die das Übernatürliche nicht nötig haben. Die Philosophie wird immer Sache der Aristokraten sein. Man mag das menschliche Vieh noch so gut mästen, ihm Streu bis unter den Bauch geben und sogar seinen Stall vergolden, es wird Tier bleiben, was man auch sagen mag. Der ganze Fortschritt, den man erhoffen kann, ist, das Tier etwas weniger böse zu machen. Aber in bezug auf die Veredelung der Ideen der Masse, auf die Möglichkeit, ihr eine größere und damit weniger menschliche Auffassung von Gott zu geben, bin ich skeptisch, sehr skeptisch.

Ich lese jetzt ein ehrliches Ding von einem Buch (geschrieben von einem meiner Freunde, einem Beamten) über die Revolution im Eure-Departement. Es ist voll von Artikeln, die die Bürger jener Zeit geschrieben haben, einfache Privatleute in kleinen Städten. Nun, ich versichere Ihnen, es gibt heute wenige von gleicher Kraft! Sie waren gebildet und

wacker, voll gesundem Menschenverstand, voller Ideen und Großmut!

Der Neokatholizismus einerseits und der Sozialismus andererseits haben Frankreich verdummt. Alles dreht sich um die unbefleckte Empfängnis und die Arbeiterschüsseln.

Ich sagte Ihnen schon, daß ich in meinem Schmöker den Demokraten nicht schmeichle! Aber ich stehe Ihnen dafür, daß auch die Konservativen nicht geschont werden. Ich schreibe jetzt drei Seiten über die Greuelthaten der Nationalgarde im Juni 48, die mich bei den Bürgern sehr in Ansehen bringen werden. Ich schlage ihnen in ihrer Schändlichkeit, so gut ich kann, die Nase ein.

Bei all dem erzählen Sie mir nichts Genaues über Cadio. Welches sind die Schauspieler usw.?

Ich mißtraue Ihrem Roman über das Theater. Sie lieben diese Leute zu sehr! Haben Sie viele gekannt, die ihre Kunst lieben? Künstler sind nur verirrte Bürger!

Wir werden uns also spätestens in drei Wochen sehen. Ich freue mich sehr darauf und umarme Sie.

Und die Zensur? Ich hoffe sehr für Sie, daß sie Dummheiten machen wird. Abgesehen davon würde es mich betrüben, wenn sie ihrer Gewohnheit untreu würde.

Haben Sie in der Zeitung den Ausspruch gelesen: „Victor Hugo und Rochefort, die größten Schriftsteller der Zeit!“ Wenn Badinguet sich jetzt nicht gerächt fühlt, so liegt es daran, daß er in Punkto Martern schwer zu befriedigen ist.

Dienstag, 1868

Teurer Meister!

Sie können sich nicht vorstellen, welchen Kummer Sie mir bereiten. Obwohl ich große Lust habe, antworte ich „nein“. Aber mich zerreißt das Verlangen, ja zu sagen. Das gibt mir das Ansehn eines Herrn, der sich durch nichts stören läßt, was sehr lächerlich ist. Aber ich kenne mich: wenn ich zu Ihnen nach Nohant ginge, würde ich nachher einen Monat lang von meiner Reise zu träumen haben. Wirkliche Bilder würden in meinem armen Hirn die erdichteten Bilder verdrängen, die ich mühselig aufbaue. Mein ganzes Kartenhaus würde zusammenstürzen.

Vor drei Wochen habe ich für die Dummheit, eine Dinereinladung in der Nachbarschaft anzunehmen, vier Tage verloren (sic!). Was sollte werden, wenn ich aus Nohant zurückkäme? Sie verstehen das nicht, Sie starkes Wesen!

Mir scheint, man gróllt seinem alten Troubadour ein wenig (ich bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich mich táusche), weil er nicht zur Taufe der beiden Engelchen von Freund Maurice gekommen ist? Der teure Meister muß mir schreiben, ob ich unrecht habe, und um mir Nachricht von sich zu geben.

Lassen Sie sich von mir erzählen: Ich arbeite maßlos und bin im Grunde froh über die Aussicht auf das Ende, das sich zu zeigen beginnt.

Damit es schneller kommt, habe ich den Entschluß gefaßt, den ganzen Winter über hier zu bleiben, wahrscheinlich bis Ende März. Angenommen, daß alles gut geht, werde ich das Ganze doch nicht vor Ende Mai fertig haben. Ich weiß nicht, was passiert, und ich lese nichts, außer etwas französischer Revolution nach den Mahlzeiten, um zu verdauen. Ich bin der guten Gewohnheit, die ich früher hatte, alle Tage Latein zu lesen, untreu geworden. Daher kann ich kein Wort mehr! Ich werde mich wieder dem Schönen widmen, wenn ich erst von meinen verhaßten Bürgern befreit bin, und ich werde sobald nicht wieder mit ihnen anfangen.

Meine einzige Störung besteht darin, daß ich jeden Sonntag in Rouen bei meiner Mutter zu Tisch bin.

Ich fahre um sechs Uhr ab und bin um zehn Uhr wieder hier. Das ist mein Dasein.

Habe ich Ihnen gesagt, daß ich Turgenjeff hier gehabt habe? Wie würden Sie ihn lieben!

Sainte-Beuve hält sich aufrecht. Übrigens werde ich ihn nächste Woche sehen, denn ich werde auf zwei Tage in Paris sein, um mir dort Auskünfte zu holen, die ich brauche. Auskünfte worüber? Über die Nationalgarde!!!

Eins müssen Sie hören: der Figaro, der nicht weiß, womit er seine Spalten füllen soll, ist auf den Einfall gekommen, zu erzählen, mein Roman behandle das Leben des Kanzlers Pasquier! Daraufhin Angst besagter Familie; sie hat an einen andern in Rouen wohnhaften Zweig der Familie geschrieben. Diese hat sich einen Advokaten genommen, der meinem Bruder einen Besuch gemacht hat, damit ... Kurz, ich bin blöd genug gewesen, mir die „Gelegenheit nicht zunutze zu machen“. Das ist herrlich als Dummheit, nicht wahr?

Samstag abend, ... 1868

Ich habe Gewissensbisse, weil ich so lange auf Ihren letzten Brief nicht geantwortet habe, mein teurer Meister. Sie sprachen mir von „Ärgernissen“, die man Ihnen bereitet habe. Glauben Sie, daß ich das

nicht wußte? Ich will Ihnen sogar (unter uns) gestehen, daß ich in Ihrem Namen gekränkt gewesen bin, mehr noch in meinem guten Geschmack als in meiner Liebe zu Ihnen. Ich habe mehrere Ihrer Intimen nicht warm genug gefunden. „Mein Gott, mein Gott, wie sind diese Schriftsteller dumm!“ Bruchstück aus der Korrespondenz Napoleons I. Das ist ein reizender Ausspruch, nicht wahr? Haben Sie nicht den Eindruck, daß man ihn zu sehr verleumdete?

Die unendliche Stupidität der Massen macht mich nachsichtig gegen die Individualitäten, so widerwärtig sie auch sein mögen. Ich habe soeben die ersten sechs Bände von Buchez und Roux verschlungen. Der Effekt ist ein ungeheurer Widerwille gegen die Franzosen. Herr des Himmels! wie albern ist man zu allen Zeiten in unserm schönen Vaterlande gewesen! Kein liberaler Gedanke, der nicht unpopulär gewesen ist, keine gerechte Sache, die nicht Ärger erregt hätte, kein großer Mann, der nicht mit faulen Äpfeln beworfen oder mit Messerstichen traktiert worden wäre!! „Geschichte des menschlichen Geistes, Geschichte der menschlichen Dummheit!“ wie Voltaire sagt.

Und ich überzeuge mich immer mehr von der einen Wahrheit: die Doktrin der Gnade hat uns so

völlig durchdrungen, daß der Sinn für Gerechtigkeit verloren gegangen ist. Was mich in der Geschichte des Jahres 48 erschreckt, hat seinen ganz natürlichen Ursprung in der Revolution, die sich, was man auch sage, nicht vom Mittelalter frei gemacht hat. Ich habe in Marat ganze Bruchstücke von Proudhon (sic!) wiedergefunden, und ich wette, daß man sie auch in den Rednern der Liga wiederfinden würde.

Welche Maßnahmen brachten die Fortgeschrittensten nach Varennes in Vorschlag? Die Diktatur und die Militärdiktatur. Man schließt die Kirchen, aber man errichtet Tempel usw.

Ich kann Ihnen sagen, daß ich von der Revolution blödsinnig werde. Dieser Abgrund wird mich verschlingen.

Aber ich arbeite an meinem Roman wie mehrere Ochsen. Ich hoffe, ich werde Neujahr nur noch hundert Seiten zu schreiben haben, das heißt noch sechs gute Arbeitsmonate. Ich werde so spät wie möglich nach Paris gehen. Mein Winter wird in vollständiger Einsamkeit verfließen, ein gutes Mittel, um das Leben schnell entschwinden zu lassen.

Silvesternacht, 1 Uhr, 1869

Warum sollte ich nicht das Jahr 1869 damit beginnen, Ihnen und den Ihren „eine Reihe von guten und

glücklichen Jahren“ zu wünschen. Das ist Rokoko, aber es gefällt mir. Jetzt wollen wir plaudern.

Nein, „ich verbrenne mir nicht das Blut“, denn ich bin nie gesünder gewesen. Man hat mich in Paris „frisch wie ein junges Mädchen“ gefunden, und die Leute, die meine Lebensgeschichte nicht kennen, haben dies gesunde Aussehen der Landluft zugeschrieben. Das sind übernommene Begriffe. Jeder hat seine Hygiene. Das einzige, was ich, wenn ich keinen Hunger habe, essen kann, ist trocknes Brot. Und die unverdaulichsten Speisen, wie zum Beispiel unreife Äpfel und Speck, helfen mir gegen einen verdorbenen Magen. So in allem. Ein Mensch, der keinen gesunden Menschenverstand hat, kann nicht nach den Regeln des gesunden Menschenverstandes leben.

Was meine Arbeitswut betrifft, möchte ich sie einer Flechte vergleichen. Ich kratze mich weinend. Es ist Lust und Marter zugleich. Und ich tue nichts von dem, was ich tun möchte. Denn man wählt seine Stoffe nicht, sie drängen sich einem auf. Werde ich je meinen Stoff finden? Wird mir eine Idee vom Himmel fallen, die in vollkommenem Einklang mit meinem Temperament steht? Werde ich ein Buch schreiben können, in dem ich mich ganz gebe? In meinen eiteln Momenten habe ich das Gefühl, daß

ich zu ahnen beginne, was ein Roman sein muß. Aber vor jenem (der übrigens noch sehr undeutlich ist) habe ich noch drei oder vier andere zu schreiben, und bei dem Tempo, das ich habe, werde ich höchstens noch diese drei oder vier schreiben. Ich bin wie Prudhomme, der findet, daß die schönste Kirche die sein würde, die den Turm des Straßburger Münsters, die Säulen der Peterskirche, den Portikus des Parthenons usw. vereinigte. Ich habe widersprechende Ideale. Daraus entspringen Verlegenheiten, Hemmungen, Unfähigkeit.

„Die Klausur, zu der ich mich verdamme, sei ein Zustand der Wonne“, nein. Aber was tun? Sich in Tinte berauschen ist besser, als sich in Schnaps berauschen. Die Muse, so herb sie auch ist, schafft weniger Kümmernisse als die Frau. Ich kann die beiden nicht in Einklang bringen. Man muß wählen. Meine Wahl ist getroffen und seit langem. Bleibt die Geschichte mit den Sinnen. Sie sind stets meine Diener gewesen. Selbst in der Zeit meiner grünsten Jugend habe ich mit ihnen absolut das getan, was ich wollte. Ich bin den Fünfzig nahe und habe nicht eben unter ihrem Ungestüm zu leiden.

Diese Lebensweise ist nicht amüsan, das gebe ich zu. Man hat Augenblicke der Leere und furchtbarer Langeweile. Aber sie werden immer seltener, je älter

man wird. Jedenfalls erscheint mir l e b e n als ein Beruf, für den ich nicht geschaffen bin, — und dennoch.

Ich bin drei Tage in Paris geblieben und habe sie zu Studien und Laufereien für meinen Schmöker benutzt. Ich war am letzten Freitag so erschöpft, daß ich um sieben Uhr abends zu Bett gegangen bin. Das sind meine tollen Orgien in der Hauptstadt.

Ich fand die Goncourts voll wahnsinniger Bewunderung (sic!) eines Werkes, das den Titel führt: „Geschichte meines Lebens“, von George Sand. Was von ihrer Seite mehr guten Geschmack als Belesenheit beweist. Sie wollten Ihnen sogar schreiben, um Ihnen ihre ganze Bewunderung auszudrücken. Dagegen habe ich *** stupid gefunden. Er vergleicht Feydeau mit Chateaubriand, bewundert den Aussätzigen von Aosta sehr, findet den Don Quixote langweilig usw.

Erkennen Sie, wie selten das literarische Gefühl ist? Die Kenntnis der Sprachen, die Archäologie, die Geschichte usw., das alles müßte doch helfen. Aber nein! Die angeblich aufgeklärten Leute werden in Kunstingen immer unfähiger. Was Kunst ist, entgeht ihnen. Die Anmerkungen sind für sie wichtiger als der Text. Sie legen mehr Wert auf die Krücken als auf die Beine.

Donnerstag abend, ... 1869

Wissen Sie, teurer Meister, daß es sehr hübsch für uns beide ist, daß wir uns gleichzeitig während der Silvesternacht geschrieben haben? Es ist entschieden ein starker Zusammenhang.

Ich sehe niemanden, ich weiß nichts, ich lebe wie ein ausgestopfter Bär. In der letzten Woche bin ich aber in Rouen gewesen, in der Präfektur! Jæwohl! um den Heiratskontrakt der Tochter des Präfekten mit zu unterschreiben. Meine Landsleute haben riesenhafte Perücken und ich habe mich sehr amüsiert.

Warum fühlt man das Komische nicht, wenn man jung ist?

Ich habe Ihren Brief natürlich sofort den Concourts geschickt. Ich versichere Ihnen (von neuem), daß sie sehr reizend sind, und es gibt soviele Lumpen!

Wissen Sie Näheres über den Fall Sainte-Beuve? Ich nicht. Hat er endgültig das Kaiserreich aufgegeben? Er hat sich also von dem Reich des Zorns überwältigen lassen? Verzeihung!

Dienstag nacht, ... 1869

Was ich dazu sage, teurer Meister! Ob man die Empfindsamkeit der Kinder anspornen oder unterdrücken soll? Mir scheint, daß man darüber keine vorgefaßte Meinung haben darf. Es muß sich danach

richten, ob sie dem Zuviel oder dem Zuwenig zuneigen. Den Kern kann man doch nicht ändern. Es gibt zärtliche Naturen und trockene Naturen, unabänderlich. Und daher können die gleichen Eindrücke, die gleiche Erziehung entgegengesetzte Wirkungen hervorrufen. Nichts hätte mich mehr abhärten müssen, als der Umstand, daß ich in einem Krankenhaus aufgewachsen bin und als Kind in einem Sezierraum gespielt habe. Niemand ist aber mitfühlender als ich in bezug auf körperliche Schmerzen. Allerdings bin ich der Sohn eines Mannes, der außerordentlich menschlich war, sensibel im guten Sinne des Worts. Der Anblick eines leidenden Hundes feuchtete ihm die Lider. Deswegen führte er seine chirurgischen Operationen nicht weniger gut aus, und er hat etliche furchtbare dazu erfunden.

„Den Kindern nur das Schöne und Gute vom Leben zeigen bis zu dem Augenblick, da der Verstand ihnen helfen kann, das Schlechte hinzunehmen oder zu bekämpfen.“ Das ist nicht meine Ansicht. Denn es muß dann in ihren Herzen etwas Furchtbares vor sich gehen, eine unendliche Entzauberung. Und wie sollte der Verstand sich bilden können, wenn er nicht dazu verwendet wird (oder wenn man ihn nicht täglich dazu verwendet), das Gute vom Schlechten zu unterscheiden? Das Leben muß eine unaufhörliche Er-

ziehung sein, man muß alles lernen, vom Sprechen bis zum Sterben.

Sie sagen sehr richtige Dinge über die Unwissenheit der Kinder. Wer deutlich in diesen kleinen Gehirnen lesen könnte, würde darin die Wurzeln menschlichen Wesens finden, den Ursprung der Götter, die Kraft, die später die Taten veranlaßt usw. Ein Neger, der mit seinem Götzen, und ein Kind, das mit seiner Puppe spricht, erscheinen mir sehr nahe verwandt.

Das Kind und der Barbar (der primitive) unterscheiden das Wirkliche nicht vom Phantastischen. Ich erinnere mich sehr deutlich, daß ich mit fünf oder sechs Jahren „mein Herz“ einem kleinen Mädchen „schicken“ wollte, in das ich verliebt war (ich sage mein materielles Herz). Ich sah es in Heu verpackt, in einem Korb, einem Austernkorb.

Aber niemand ist in diesen Analysen so weit gekommen wie Sie. In der „Geschichte meines Lebens“ sind Stellen darüber, die von ungeheurer Tiefe sind. Was ich sage, ist wahr, da die Ihnen fernsten Geister darüber in Staunen geraten sind. Beweis die Goncourts.

Der gute Turgenjeff wird Ende März in Paris sein. Entzückend wäre, wenn wir drei zusammen speisen könnten.

Ich denke wieder an Sainte-Beuve. Zweifellos kann man mit einer Rente von dreißigtausend Franken auskommen. Aber es gibt noch etwas Leichteres: nämlich, wenn man diese Rente hat, nicht jede Woche in den Zeitschriften zu schwatzen. Warum schreibt er keine Bücher, da er reich ist und Talent hat?

Ich lese augenblicklich den Don Quixote noch einmal. Welch ein ungeheures Buch! Gibt es ein schöneres?

Croisset, Dienstag, den 2. Februar 1869

Mein teurer Meister!

Sie sehen in Ihrem alten Troubadour einen todmüden Menschen. Ich bin acht Tage in Paris gewesen, auf der Suche nach langweiligen Einzelheiten (sieben bis neun Stunden Wagenfahrt alle Tage, was ein gutes Mittel ist, mit der Literatur Geld zu verdienen) Basta!

Ich überlege soeben mein Programm. Was ich noch zu schreiben habe, ist mir lästig oder vielmehr ekelt mich an bis zum Erbrechen. So ist es immer, wenn ich mich wieder an die Arbeit mache. Dann langweile ich mich, langweile ich mich, langweile ich mich. Aber diesmal ist es schlimmer als sonst! Deshalb fürchte ich die Unterbrechungen im Schuften so. Ich konnte es aber nicht anders machen. Ich habe

mich in die Pompes funèbres geschleppt, auf den Père Lachaise, in das Tal von Montmorency, durch Läden mit religiösen Gegenständen usw.

Kurz, ich habe noch vier oder fünf Monate zu tun. Welch ein erlöstes „Uff“ werde ich ausstoßen, wenn es fertig ist, und ich werde mich nicht noch einmal mit den Bürgern abgeben! Es ist Zeit, daß ich mich amüsiere.

Ich habe Sainte-Beuve und die Prinzessin Mathilde gesehen und kenne die Geschichte ihres Bruches, der mir unwiderruflich erscheint, gründlich. Sainte-Beuve ist auf Dalloz wütend gewesen und ist zum Temps gegangen. Die Prinzessin hat ihn angefleht, es nicht zu tun. Er hat nicht auf sie gehört. Das ist das ganze. Mein Urteil darüber, wenn Sie es gern wissen wollen, ist dieses: das erste Unrecht war auf Seite der Prinzessin, die heftig gewesen ist; aber das zweite und schwerere liegt bei dem alten Beuve, der sich nicht als galanter Mann benommen hat. Wenn man einen so guten Kerl zum Freund hat, und dieser Freund einem eine Rente von dreißigtausend Franken gewährt, schuldet man ihm Rücksichten. Ich habe das Gefühl, ich hätte an Sainte-Beuves Stelle gesagt: „Das mißfällt Ihnen, sprechen wir nicht mehr darüber!“ Er hat es an Manieren und Haltung fehlen lassen. Was mich,

unter uns, ein wenig angewidert hat, ist das Loblied, das er mir gegenüber auf den Kaiser gesungen hat. Jawohl, mir gegenüber das Lob Badinguets! — Und wir waren allein!

Die Prinzessin hat von Anfang an die Sache zu ernst genommen. Ich habe es ihr geschrieben und habe Sainte-Beuve recht gegeben, der, davon bin ich überzeugt, mich sehr kühl gefunden hat. Daraufhin, um sich mir gegenüber zu rechtfertigen, hat er mir diese isidorianischen Liebesbeteuerungen gemacht, die mich etwas gedemütigt haben; denn es hieß mich für einen offenbaren Schafskopf halten.

Ich glaube, daß er sich auf einen Tod à la Beranger vorbereitet und daß die Popularität Hugos ihn eifersüchtig macht. Warum in den Zeitungen schreiben, wenn man Bücher schreiben kann und nicht Hungers stirbt? Er ist alles andere als ein Weiser; er ist nicht wie Sie!

Ihre Kraft bezaubert und verblüfft mich. Ich meine die Kraft der ganzen Person, nicht nur die des Gehirns.

Sie sprechen in Ihrem letzten Brief von der Kritik und sagen, daß sie demnächst erlöschen wird. Ich glaube im Gegenteil, daß sie höchstens im Erwachen ist. Man tut das Gegenteil von dem, was die frühere getan hat, aber nicht mehr. Zur Zeit La Harpes war

man Grammatiker, zur Zeit Sainte-Beuves und Taines ist man Historiker. Wann wird man Künstler sein, nur Künstler, aber wirklich Künstler? Wo kennen Sie eine Kritik, die sich mit dem Werk an sich beschäftigt, in intensiver Art? Man analysiert sehr scharfsinnig das Milieu, in dem es entstanden ist und die Ursachen, die es herbeigeführt haben; aber die unbewußte Dichtung? Woraus sie entspringt? Ihre Komposition, ihren Stil, den Standpunkt des Verfassers? Nirgends!

Für diese Kritik wäre eine starke Phantasie und eine große Güte erforderlich, ich meine eine stets bereite Begeisterungsfähigkeit, und außerdem Geschmack, eine seltene Eigenschaft, selbst in den Besten, so selten, daß man überhaupt nicht mehr davon spricht.

Was mich täglich empört, ist, mitanzusehen, wie ein Meisterwerk und eine Scheußlichkeit auf eine Stufe gestellt werden. Man regt die Kleinen auf und erniedrigt die Großen, nichts ist dummer und unmoralischer.

Auf dem Père Lachaise bin ich von einem tiefen und schmerzlichen Widerwillen vor der Menschheit erfaßt worden. Wir machen uns keine Vorstellung von dem Fetischismus der Gräber. Der echte Pariser ist ein größerer Götzendiener als der Neger. Ich hätte mich am liebsten in eins der Gräber hineingelegt.

Und die vorgeschrittenen Leute glauben, daß es nichts besseres zu tun gibt als Robespierre rehabilitieren. Man sehe das Buch Hamels.

Wann wird man sich sehen? Ich gedenke von Ostern bis Ende Mai in Paris zu sein. In diesem Sommer werde ich Sie in Nohant besuchen. Ich schwöre es.

... 1869

Meine Prophezeiung hat sich bewahrheitet, mein Freund X. hat bei seiner Kandidatur nur Gelächter geerntet. Das ist wohl getan. Wenn ein Mensch von Stil sich zur Aktion erniedrigt, sinkt er und muß bestraft werden. Und außerdem, handelt es sich jetzt um Politik? Die Bürger, die sich für oder gegen Kaiserreich oder Republik erregen, erscheinen mir ebenso nützlich wie diejenigen, die über die wirkende Gnade diskutierten. Die Politik ist tot wie die Theologie. Sie hat drei Jahrhunderte lang gelebt, das ist doch genug.

Ich bin gegenwärtig in die Kirchenväter versunken. An meinen Roman „Die Schule der Empfindsamkeit“ denke ich nicht mehr. Gott sei Dank. Er ist abgeschlossen. Andere Hände haben ihn berührt. Also ist er nicht mehr mein. Er existiert nicht mehr, gute Nacht. Ich habe meine alte Idee des Heiligen

Antonius wieder aufgenommen. Ich habe meine Aufzeichnungen durchgelesen, mache einen neuen Plan und zerreiße die kirchlichen Memoiren Nain de Tillemonts. Ich hoffe zwischen den verschiedenen Halluzinationen des Heiligen ein logisches Band (und damit ein dramatisches Interesse) finden zu können. Dieses außergewöhnliche Milieu gefällt mir und ich stürze mich hinein.

Um meinen armen Bouilhet Sorge ich mich. Er ist in so nervöser Verfassung, daß man ihm geraten hat, eine kleine Reise in den Süden Frankreichs zu machen. Er ist von einer unbesieglichen Hypochondrie befallen. Wie sonderbar! er, der früher so fröhlich war!

Mein Gott, wie schön und lustig war das Leben der Anachoreten. Aber sie waren zweifellos alle Buddhisten. Hier liegt ein Problem, das zum Bearbeiten lockt, und seine Lösung wäre wichtiger als die Wahl eines Akademikers. O! Männer von wenig Glauben! Es lebe der heilige Polycarp!

Fangeat, der jetzt in diesen Tagen wiederaufgetaucht ist, ist der Bürger, der am 25. Februar 1848 den Tod Louis Philippes „ohne Verhör“ verlangt hat. Auf diese Weise dient man der Sache des Fortschritts.

Wie gut und reizend war Ihr Brief, angebeteter Meister! Es gibt also nur noch Sie, mein Ehrenwort! Ich sterbe mit diesem Glauben. Ein Wind der Dummheit und Torheit weht jetzt auf der Welt. Die fest und aufrecht stehen bleiben, sind selten.

Das habe ich damit sagen wollen, als ich schrieb, die Zeit der Politik sei vorbei. Im achtzehnten Jahrhundert war die Diplomatie die Hauptsache. Das Geheimnis der Kabinette existierte tatsächlich. Die Völker ließen sich noch genügend leiten, so daß man sie trennen und verschmelzen konnte. Diese Ordnung der Dinge scheint mit 1815 ihr letztes Wort gesprochen zu haben. Seit der Zeit hat man kaum etwas anderes getan, als über die äußere Form diskutiert, die man dem phantastischen und widerwärtigen Wesen, Staat genannt, am passendsten geben könne.

Die Erfahrung lehrt (scheint mir), daß keine Form das Gute an sich ist. Orleanismus, Republik, Kaiserreich sagen einem nichts mehr, da ja die widersprechendsten Ideen in jedem dieser Fächer liegen können. Alle Fahnen sind so mit Blut und M... besudelt worden, daß es Zeit ist, überhaupt keine mehr zu haben. Nieder mit den Worten! Keine Symbole und keine Fetische mehr! Die große Moral der jetzigen Regierung wird sein, zu beweisen, daß das allgemeine

Wahlrecht ebenso dumm ist wie das göttliche Recht, wenn auch etwas weniger widerlich!

Die Frage ist also deplaziert. Es handelt sich nicht mehr darum, die beste Form der Regierung zu ersinnen, da ja alle gleich viel taugen, sondern die Wissenschaft zur Vorherrschaft zu bringen. Das ist das Nötigste. Das übrige wird sich naturnotwendig daraus ergeben. Die rein intellektuellen Menschen haben der menschlichen Rasse größere Dienste geleistet als alle Saint Vincent de Pauls der Welt! Und die Politik wird ewig eine Bagatelle sein, wenn sie nicht eine Unterabteilung der Gesamtakademie wird, und zwar die letzte von allen.

Bevor Sie sich mit Hilfskassen und sogar mit Landwirtschaft beschäftigen, schicken Sie in alle Dörfer Frankreichs Robert Houdins, um Wunder zu tun! Das größte Verbrechen Isidores ist der Schmutz, in dem er unser schönes Vaterland liegen läßt. Dixi!

Ich bewundere die Tätigkeit Maurices und sein so gesundes Leben. Aber ich bin nicht imstande, es ihm nachzumachen. Die Natur greift mich an, statt mich zu kräftigen. Wenn ich mich ins Gras lege, habe ich das Gefühl, als wenn ich schon unter der Erde bin und die Wurzeln des Salats in meinem Bauch zu sprießen beginnen. Ihr Troubadour ist ein von Natur ungesunder Mensch. Ich liebe das Land nur

auf Reisen, weil dann die Unabhängigkeit meines Individuums mich über das Bewußtsein meines Nichts hinausträgt.

... 1869

Lieber, guter, angebeteter Meister!

Ich will Ihnen seit mehreren Tagen einen langen Brief schreiben, in welchem ich Ihnen alles sagen wollte, was ich seit einem Monat empfunden habe. Es ist komisch. Ich habe seltsame und wunderliche Zustände durchgemacht. Aber ich habe nicht die Zeit und die Geistesruhe, mich genügend zu sammeln.

Machen Sie sich keine Sorgen um Ihren Troubadour. Er wird stets „seine Unabhängigkeit und seine Freiheit“ haben, weil er leben wird, wie er stets gelebt hat. Er hat lieber alles fahren lassen, als sich irgendeiner Verpflichtung zu unterwerfen, und dann werden mit dem Alter auch die Bedürfnisse kleiner. Ich leide nicht mehr darunter, nicht in der Alhambra zu leben.

Was mir jetzt gut täte, wäre, mich wütend in den Heiligen Antonius zu stürzen, aber ich habe nicht einmal die Zeit zu lesen.

Hören Sie zu: Ihr Stück sollte ursprünglich nach Aissé gespielt werden, dann ist verabredet worden, daß es vorher aufgeführt wird. Jetzt wollen Chilly

und Duquesnel aber, daß es hinterher aufgeführt wird, einzig aus dem Grunde, um „die Konjunktur auszunutzen“, um aus dem Tode meines armen Bouilhet Nutzen zu ziehen. Man wird Ihnen „irgend eine Entschädigung“ geben. Ich aber, der ich Besitzer und Herr der Aissé bin, als wenn ich ihr Verfasser wäre, will das nicht. Ich will nicht, verstehen Sie, daß Sie irgend welche Opfer bringen.

Sie meinen, daß ich sanft wie ein Schaf bin? Erkennen Sie Ihren Irrtum und tun Sie ganz, als wenn Aissé überhaupt nicht existierte, und vor allem kein Zartgefühl, nein? Das würde mich beleidigen. Unter einfachen Freunden schuldet man sich Rücksichten und Höflichkeiten, aber zwischen Ihnen und mir würde mir das wenig passend erscheinen; wir sind uns nichts schuldig als Liebe.

Ich glaube, daß die Direktoren des Odeon Bouilhet in jeder Weise vermissen werden. Ich werde bei den Proben weniger bequem sein als er. Ich möchte Ihnen Aissé wohl vorlesen, damit wir ein wenig darüber plaudern könnten; einige der Schauspieler, die man vorschlägt, sind nach meiner Meinung unmöglich. Es ist hart, mit Analphabeten zu tun zu haben.

Nein, teurer Meister! Ich bin nicht krank, aber ich war durch meinen Fortzug aus Paris und meine Wiedereinrichtung in Croisset in Anspruch genommen. Dann ist meine Mutter sehr leidend gewesen. Es geht ihr jetzt wieder gut; außerdem habe ich den Nachlaß meines armen Bouilhet entwirren müssen und habe den Nekrolog zu schreiben begonnen. Ich habe in dieser Woche fast sechs Seiten geschrieben, was für mich recht schön ist; diese Arbeit ist mir in jeder Weise peinlich. Die Schwierigkeit ist, zu wissen, was man nicht sagen soll. Ich werde mich etwas schadlos halten, indem ich zwei oder drei Dogmen über die Kunst des Schreibens einstreue. Das wird mir Gelegenheit geben, auszudrücken, was ich denke; eine wunderschöne Sache, die ich mir immer versagt habe.

Sie sagen mir auch sehr schöne und gute Dinge, um mir meinen Mut wiederzugeben. Ich habe wenig Mut, aber ich tue, als hätte ich welchen, was vielleicht auf eins herauskommt.

Ich fühle nicht mehr das Bedürfnis zu schreiben, weil ich eigentlich für ein einziges Wesen schrieb, das nicht mehr ist. Das ist Tatsache! Und dennoch werde ich weiterschreiben. Aber die Freude ist nicht mehr da, die Begeisterung ist fort. Es gibt so wenige

Menschen, die lieben, was ich liebe, die sich um das kümmern, was mich beschäftigt. Kennen Sie in Paris, das so groß ist, ein einziges Haus, wo man von Literatur spricht? Und wenn sie beiläufig erörtert wird, so sind es immer ihre untergeordneten und äußeren Seiten, die Frage des Erfolgs, der Moral, der Nützlichkeit, der Aktualität usw. Ich habe das Gefühl, ein Fossil, ein Geschöpf ohne Beziehung zur umgebenden Schöpfung zu sein.

Ich wünsche mir nichts besseres, als mich in eine neue Liebe zu stürzen. Aber wie? Fast all meine alten Freunde sind verheiratet, Beamte, denken das ganze Jahr hindurch an ihr kleines Metier, während der Ferien an die Jagd und nach Tisch an den Whist. Ich kenne nicht einen, der imstande wäre, einen Nachmittag mit mir bei der Lektüre eines Dichters zu verbringen. Sie haben ihre Geschäfte; ich habe keine Geschäfte. Bedenken Sie, daß ich in der gleichen sozialen Lage bin, in der ich mich mit achtzehn Jahren befand. Meine Nichte, die ich wie meine Tochter liebe, wohnt nicht bei mir, und meine arme gute Mutter wird so alt, daß jede Unterhaltung mit ihr (außer über ihr Befinden) unmöglich ist. Das alles ergibt ein wenig erbauliches Dasein.

Was die Damen betrifft, so hat mein kleines Nest keine, und wenn auch! Ich habe niemals Venus mit

Apollo unter einen Hut bringen können. Eins oder das andere, da ich ein Mensch der Extreme bin, ein Mensch, der das, was er tut, ganz tut.

Ich wiederhole das Wort Goethes: Über die Gräber hin vorwärts! Und ich hoffe mich an meine Leere zu gewöhnen, aber nichts weiter.

Je mehr ich Sie kenne, desto mehr bewundere ich Sie; wie stark Sie sind!

Aber Sie sind zu gut, daß Sie abermals an das Kind Israels geschrieben haben. Mag er sein Gold behalten!!! Er glaubte wohl sehr großmütig zu sein, als er mir vorschlug, mir zinsfrei Geld zu leihen, aber unter der Bedingung, daß ich mich durch einen neuen Vertrag bände. Ich zürne ihm durchaus nicht, denn er hat mich nicht verletzt; er hat die empfindliche Stelle nicht gefunden.

Außer etwas Spinoza und Plutarch habe ich seit meiner Rückkehr nichts gelesen, da ich von meiner gegenwärtigen Arbeit vollkommen in Anspruch genommen bin. Diese Arbeit wird mich bis Ende Juli festhalten. Ich möchte sie gern bald los sein, um mich wieder in die Überschwenglichkeiten des guten Heiligen Antonius stürzen zu können, aber ich fürchte, ich bin nicht recht in Stimmung.

Das ist eine schöne Geschichte, nicht wahr, die des Fräulein d' Hauterive. Dieser Selbstmord der Lieben-

den, um dem Elend zu entgehen, wird Prudhomme zu schönen moralischen Redensarten begeistern. Ich verstehe ihn. Amerikanisch ist es nicht, was sie getan haben, aber wie römisch und antik ist es! Sie waren nicht stark, aber vielleicht sehr zart.

Teurer Meister!

Nein! Keine Opfer! Bitte nicht! Wenn ich nicht die Angelegenheiten Bouilhets durchaus als die meinen betrachtete, würde ich Ihren Vorschlag sofort angenommen haben. Aber erstens ist es meine Angelegenheit, zweitens dürfen die Toten den Lebenden nicht schaden.

Aber ich bin den Herren sehr böse, das will ich Ihnen nicht verhehlen, daß sie uns von Latour Saint Ybars nichts gesagt haben. Denn der besagte Latour ist längst angenommen. Warum wissen wir nichts davon?

Kurz: Chilly soll mir den Brief schreiben, den wir Mittwoch verabredet haben und es soll nicht mehr die Rede davon sein.

Ich glaube, daß Sie am 15. Dezember aufgeführt sein können, wenn „Affranchie“ etwa am 20. November herauskommt. Zweieinhalb Monate geben ungefähr fünfzig Vorstellungen; wenn Sie mehr

haben, wird Aissé erst im nächsten Jahr gespielt werden.

Also das ist abgemacht, da man ja Latour Saint Ybars nicht unterdrücken kann; Sie kommen hinter ihm und dann Aissé, meiner Meinung nach.

Wir werden uns Sonnabend sehen bei der Beerdigung des armen Sainte-Beuve. Wie der kleine Kreis sich vermindert! Wie die wenigen Geretteten vom Floß der Medusa verschwinden!

Tausend Grüße!

... 1870

Lieber, guter Meister!

Ihr alter Troubadour wird von den Zeitungen stark angeschwärzt. Lesen Sie den Constitutionnel vom letzten Montag, den Gaulois von heute, früh, es ist klar und deutlich. Man behandelt mich als Kretin und Kanaille. Der Artikel von Barbey d'Aureville (im Constitutionnel) ist in dieser Art ein Muster, und der des guten Sarcey gibt ihm nichts nach, obwohl er weniger heftig ist. Diese Herren protestieren im Namen der Moral und des Ideals. Ich bin auch im „Figaro“ und „Paris“ heruntergerissen worden von Cesena und Duranty. Ich mache mir nicht das geringste daraus! Was nicht hindert, daß ich über soviel Haß und Treulosigkeit erstaunt bin.

„Tribune“, „Pays“ und „Opinion nationale“ haben mich dagegen sehr gerühmt ... Was die Freunde betrifft, die Leute, die ein mit meiner Klaue verziertes Exemplar bekommen haben, so fürchten sie sich zu kompromittieren, und man spricht von allen möglichen andern Dingen. Die Tapferen sind selten. Das Buch geht gleichwohl trotz der Politik sehr gut und Levy scheint zufrieden zu sein.

Ich weiß, daß die Bürger von Rouen wütend auf mich sind, wegen des alten Roque und des Tuilerienkankan. Sie finden, daß man die Veröffentlichung solcher Bücher verhindern müßte (wörtlich), daß ich den Roten die Hand reiche, daß ich imstande bin, die revolutionären Leidenschaften zu schüren usw. usw. Kurz, ich sammle bis jetzt sehr wenig Lorbeeren, und kein Rosendorn verwundet mich.

Ich habe Ihnen erzählt, nicht wahr, daß ich die Zauberposse umgearbeitet habe? (Ich habe alles, was mir schablonenhaft schien, gestrichen.) Raphael Felix scheint es nicht eilig zu haben, sie kennen zu lernen. Problem!

Alle Zeitungen zitieren als Beweis meiner Gemeinheit die Episode der Türkin, die man natürlich fälscht, und Sarcey vergleicht mich mit dem Marquis de Sade, den er — wie er selbst zugibt — nie gelesen hat! ...

Das alles schraubt mich keineswegs auseinander. Aber ich frage mich, wozu etwas drucken lassen?

Dienstag, 4 Uhr, 1870

Teurer Meister!

Ihr alter Troubadour wird mit Füßen getreten und zwar auf ganz unerhörte Art. Die Leute, die meinen Roman gelesen haben, fürchten sich, mir davon zu sprechen, aus Angst, sich zu kompromittieren oder aus Mitleid mit mir. Die Nachsichtigsten finden, daß ich nur Bilder geschaffen habe, und daß Komposition und Planmäßigkeit vollständig fehlen.

Saint-Victor, der die Bücher Arsène Houssayes in den Himmel hebt, will über meins keinen Artikel schreiben, da er es zu schlecht findet. So liegt die Sache. Théo ist nicht da, und niemand, absolut niemand übernimmt meine Verteidigung.

Eine weitere Geschichte: Raphael und Michel Levy haben gestern die Vorlesung der Zauberposse angehört. Beifall, Begeisterung. Ich sah den Moment vor Augen, in dem der Vertrag stehenden Fußes unterzeichnet werden würde. Raphael hat das Stück so gut verstanden, daß er zwei oder drei ausgezeichnete kritische Bemerkungen gemacht hat. Ich fand übrigens, daß er ein reizender Kerl ist. Er bat mich, bis Sonnabend zu warten, dann wolle er mir die end-

gültige Antwort geben. Jetzt soeben ein (sehr höflicher) Brief des besagten Raphael, in welchem er mir erklärt, daß die Zauberposse ihn in zu erhebliche Ausgaben stürzen würde. Wiedereinmal reingefallen. Ich muß mich anderswohin wenden. Im Odeon nichts Neues,

Sarcey hat einen zweiten Artikel gegen mich veröffentlicht. Barbey d'Aurevilly behauptet, ich beschmutze den Bach, wenn ich mich darin wasche (sic!). Das alles wirft mich durchaus nicht aus dem Sattel.

Freitag, 10 Uhr abends, 1870

Teurer Meister, Sie sind gut wie gutes Brot.

Ich habe Ihnen sofort telegraphisch das eine Wort übermittelt. „Girardin“. Die Liberté wird Ihren Artikel sofort abdrucken. Was sagen Sie zu meinem Freunde Saint-Victor, der abgelehnt hat, eine Kritik zu schreiben, da er „das Buch schlecht“ findet? Sie haben nicht soviel Gewissen!

Ich werde weiter mit Kot beworfen. Die „Gironde“ nennt mich einen Prudhomme. Das erscheint mir neu.

Wie soll ich Ihnen danken. Ich fühle das Bedürfnis, Ihnen Zärtlichkeiten zu sagen. Ich habe soviele in meinem Herzen, daß mir nicht eine in die Feder

fließen will. Was für eine wackere Frau sind Sie und was für ein wackerer Mensch! Von dem übrigen gar nicht zu reden!

Mittwoch nachmittag, ... 1870

Teurer Meister!

Ihr Auftrag war gestern in einer Stunde erledigt. Die Prinzessin hat vor meinen Augen sich eine Notiz über Ihre Angelegenheit gemacht, um sich sofort damit zu beschäftigen. Sie schien sehr zufrieden zu sein, Ihnen einen Dienst erweisen zu können.

Man spricht nur vom Tode Noirs! Das allgemeine Gefühl ist Furcht, nichts anderes!

In was für trübselige Sitten sind wir hineingetaucht! Es liegt soviel Dummheit in der Luft, daß man wild wird. Ich bin weniger empört als abgestoßen. Was sagen Sie von diesen Herren, die als Parlamentäre kamen und mit Pistolen und Stockflinten ausgerüstet waren? Und von dem andern, diesem Fürsten, der mitten in einem Arsenal lebt und es benutzt? Reizend! Reizend!

Was für einen prächtigen Brief haben Sie mir vorgestern geschrieben! Aber Ihre Freundschaft macht Sie blind, lieber, guter Meister. Ich gehöre nicht zu der Familie derer, von denen Sie sprechen. Ich,

der ich mich kenne, weiß, was mir fehlt! Und mir fehlt ungeheuer viel!

Als ich meinen armen Bouilhet verlor, habe ich meinen Geburtshelfer verloren, den Menschen, der klarer als ich selbst in meinen Gedanken las. Sein Tod hat eine Leere hinterlassen, die mir mit jedem Tage fühlbarer wird.

Wozu eigentlich Zugeständnisse machen? Warum sich zwingen? Ich bin im Gegenteil fest entschlossen, künftig zu meinem persönlichen Vergnügen zu schreiben und ohne jeden Zwang. Komme was da wolle!

17. März 1870

Teurer Meister!

Ich habe gestern abend ein Telegramm von Frau Cornu bekommen, das die folgenden Worte enthielt: „Kommen Sie zu mir, eilige Angelegenheit.“ Ich habe mich also heute zu ihr begeben und nun hören Sie die Geschichte.

Die Kaiserin behauptet, Sie hätten in der letzten Nummer der „Revue“ sehr ungezogene Anspielungen auf ihre Person gemacht! „Wie? Auf mich, die jetzt von aller Welt angegriffen wird! Das hätte ich nicht geglaubt. Und ich wollte sie zum Mitglied der Akademie ernennen lassen! Aber was habe ich ihr denn getan? usw. usw.“ Kurz, sie ist verzweifelt und der

Kaiser ebenfalls! Er war nicht entrüstet, aber entkräftet (sic).

Frau Cornu hat ihr vergebens vorgestellt, daß sie sich täusche und daß Sie keinerlei Anspielung hätten machen wollen.

„Gut, dann soll sie also in den Zeitungen schreiben, daß sie mich nicht hat kränken wollen.“

„Das wird sie nicht tun, dafür verbürge ich mich.“

„Schreiben Sie ihr, daß sie es Ihnen sagen soll.“

„Ich wage diesen Schritt nicht.“

„Aber ich möchte doch die Wahrheit wissen! Kennen Sie irgend jemanden, der . . .“ Da hat Frau Cornu mich genannt.

„O, sagen Sie nicht, daß ich mit Ihnen darüber gesprochen habe!“

Das ist das Gespräch, das Frau Cornu mir geschildert hat. Sie wünscht, daß Sie mir einen Brief schreiben, in dem Sie mir sagen, daß die Kaiserin Ihnen nicht als Modell gedient hat. Ich schicke diesen Brief an Frau Cornu, die ihn der Kaiserin übergeben wird.

Ich finde diese Geschichte blöd; die Leute sind sehr zartfühlend; u n s sagt man ganz andere Dinge!

Jetzt, geliebter Meister, werden Sie ganz tun, was Ihnen paßt.

Die Kaiserin ist stets sehr liebenswürdig gegen mich gewesen und es wäre mir nicht unangenehm,

ihr gefällig zu sein. Ich habe die berühmte Stelle gelesen. Ich sehe nichts Kränkendes darin. Aber die Frauengehirne sind so komisch!

Ich bin von meinem (meinem Gehirn) sehr angewidert, oder vielmehr es hat augenblicklich einen großen Tiefstand. Ich bemühe mich vergebens, zu arbeiten, es geht nicht, es geht nicht! Alles reizt mich und verletzt mich; und da ich mich vor der Welt zusammennehme, werde ich von Zeit zu Zeit von Weinanfällen übermannt, an denen ich zu sterben glaube. Ich fühle etwas ganz Neues: das Nahen des Alters. Der Schatten überwuchert mich, wie Victor Hugo sagen würde.

Frau Cornu hat mir voll Begeisterung von einem Brief erzählt, den Sie ihr über eine Unterrichtsmethode geschrieben haben.

... 1870

Teurer Meister!

Ich habe soeben Ihren Brief (für den ich Ihnen danke) an Frau Cornu geschickt, begleitet von einem Schreiben Ihres Troubadours, in dem ich mir erlaube, offen meine Ansicht darzulegen.

Die beiden Schriftstücke werden der Dame vorgelegt werden und ihr etwas Ästhetik beibringen.

Gestern habe ich „l'Autre“ gesehen und verschiedentlich geweint. Das hat mir gut getan. Ach ja! Wie zart und begeisternd ist das! Wie schön ist das Werk und wie liebt man den Autor. Sie haben mir sehr gefehlt. Ich hätte Sie streicheln mögen wie ein kleines Kind. Mein bedrücktes Herz hat sich beruhigt, ich danke Ihnen. Ich glaube, daß es jetzt besser gehen wird. Es waren viele Leute da. Berton und sein Sohn sind zweimal gerufen worden.

Montag früh, 11 Uhr, 1870

Ich fühlte, daß Ihnen etwas Schlimmes zugestoßen war, ich hatte Ihnen schon geschrieben, um Sie nach Ihrem Ergehen zu fragen, als man mir Ihren Brief von heute früh brachte. Ich habe mir den meinen beim Portier wieder herausgefischt; hier ist also ein zweiter.

Armer, lieber Meister! Wie besorgt mögen Sie gewesen sein! Und auch Frau Maurice! Sie sagen mir nicht, was ihm gefehlt hat (Maurice)? Schreiben Sie mir in einigen Tagen (vor Ende der Woche), um mir zu erzählen, daß alles gut überstanden ist. Die Schuld liegt, glaube ich, an dem fürchterlichen Winter, den wir gehabt haben. Man hört nur von Krankheiten und Beerdigungen sprechen! Mein armer Diener ist noch immer bei Dubois, und mir

zerreißt das Herz, wenn ich ihn besuche. Er liegt seit zwei Monaten zu Bett und hat gräßliche Schmerzen.

Mir geht es besser. Ich habe ungeheuer viel gelesen. Ich habe mich erholt und stehe beinahe wieder auf den Füßen. Der Klumpen Schwarz, den ich im Grunde des Herzens habe, ist ein wenig größer geworden, das ist alles. Aber in einiger Zeit, hoffe ich, wird man das nicht mehr bemerken. Ich verbringe meine Tage in der Bibliothek der Akademie. Aus der Arsenalbibliothek bekomme ich Bücher, die ich abends lese, und am andern Morgen fange ich von neuem an. Anfang Mai werde ich mich wieder nach Croisset begeben. Aber ich werde Sie bald sehen. Alles wird mit der Sonne wieder gut werden.

Die betreffende Dame hat sich bei mir, Sie betreffend, passend entschuldigt und mir versichert, daß sie „niemals die Absicht gehabt habe, das Genie zu beleidigen“.

F. möchte ich wirklich gern kennen lernen; da er einer der Ihren ist, werde ich ihn lieben.

Dienstag früh, ... 1870

Teurer Meister!

Nicht der Aufenthalt in Paris greift mich an, sondern die Reihe von Kümernissen, die ich seit acht Monaten gehabt habe. Ich arbeite nicht zuviel, denn

was wäre ohne die Arbeit aus mir geworden? Es fällt mir aber sehr schwer, vernünftig zu sein. Ich bin von einer schwarzen Melancholie überspült, die sich bei allem und jedem einstellt, mehrmals täglich. Sie geht vorbei, und sie kommt wieder. Vielleicht habe ich zu lange nicht geschrieben? Der nervöse Abfluß fehlt.

Sobald ich in Croisset bin, werde ich den Nekrolog über meinen armen Bouilhet schreiben, eine schmerzliche und mühselige Arbeit, die ich gern hinter mir haben möchte, um mich an den Heiligen Antonius zu machen. Da es ein extravaganter Stoff ist, hoffe ich, daß er mich ablenken wird.

Ich habe Ihren Arzt gesehen, Herrn F..., der mir, unter uns gesagt, sehr sonderbar und etwas närrisch vorgekommen ist. Er muß mit mir zufrieden sein, denn ich habe ihn die ganze Zeit sprechen lassen. Es sind große Blitze in seiner Konversation, Dinge, die einen Augenblick blenden, dann versteht man nicht das geringste mehr.

Paris, Donnerstag

Herr X. hat mir am Sonnabend von Ihnen berichtet: also weiß ich wenigstens, daß bei Ihnen alles gut geht und Sie keine Sorge mehr haben, teurer Meister. Aber wie geht es Ihnen persönlich? Der fünfzehnte

ist da, und ich sehe Sie noch immer nicht kommen.

Meine Stimmung ist noch immer nicht sehr heiter. Ich stecke wie stets furchtbar in der Lektüre, aber es ist Zeit, daß ich aufhöre, denn mein Stoff beginnt mich anzuwidern.

Lesen Sie den dicken Schmöker von Taine? Ich habe den ersten Band mit unendlichem Vergnügen verschlungen. In fünfzig Jahren wird das vielleicht die Philosophie sein, die in den Schulen gelehrt wird.

Und das Vorwort der „Ideen“ von Aubray?

Wie gern würde ich Sie sehen und mit Ihnen schwatzen!

Freitag, 9 Uhr abends, 1870

Lieber, guter Meister!

Michel Levy ist vorhin zu mir gekommen, um sechs Uhr, und nachdem er von diesem und jenem gesprochen hatte, sagte er: „Frau Sand hat mir geschrieben, daß Sie in Verlegenheit sind.“

Das stimmt, das bin ich immer!

Gut, daraufhin hat er sich in eine Flut von Phrasen gestürzt, die mir beweisen sollten, daß er mit seinem Geschäft kein Geld verdiene, daß er sogar gezwungen sei, für sein Haus neben der Oper eine Anleihe aufzunehmen und daß er seine Unkosten bei der „Schule

der Empfindsamkeit“ noch nicht gedeckt habe. Kurz, wissen Sie, was er mir vorschlägt? Mir ohne Zinsen drei- bis viertausend Franken zu leihen, unter der Bedingung, daß mein nächster Roman ihm zu den gleichen Bedingungen gehört, das heißt etwa achttausend Franken für den Band. Wenn er nicht dreißigmal gesagt hat: „Ich möchte Ihnen einen Gefallen tun, mein Ehrenwort,“ so will ich gehängt werden.

Es fehlt mir nicht an Freunden, bei Ihnen angefangen, die mir Geld zinsfrei leihen würden. Aber Gott sei Dank bin ich noch nicht so weit. Wenn nicht ein dringendes Bedürfnis vorliegt, verstehe ich nicht, daß man Schulden macht, denn man muß das Geld früher oder später zurückgeben, und ist dadurch nicht weitergekommen.

Psychologisches Problem: warum bin ich seit dem Besuch Michel Levys sehr vergnügt? Mein armer Bouilhet sagte oft: „Es gibt keinen moralischeren Menschen als dich und keinen, der die Unmoral mehr liebt als du: eine Gemeinheit entzückt dich.“ Daran ist etwas Wahres. Ist mein Stolz schuld daran? Oder eine gewisse Perversität?

Jetzt aber gute Nacht! Nicht diese Dinge bewegen mich. Ich begnüge mich damit, mit Athalie zu sagen:

Gott der Juden, du nimmst ihn hinweg!

Und ich denke nicht mehr daran.

Ich bitte Sie sogar, mit Levy nicht mehr darüber zu sprechen, wenn Sie ihm schreiben oder ihn sehen. Er wird von mir das Vorwort des Gedichtbandes von Bouilhet bekommen. In bezug auf alles übrige will ich künftig vollkommen frei sein.

Z U, zu, mach's Buch zu!

Ich habe den Doktor *** gestern bei Dumas wiedergesehen. Sonderbarer Biedermann. Ich müßte ein Lexikon haben, um ihn zu verstehen.

Sie machen sich keine Vorstellung, in welchem Grad von Dummheit die Volksabstimmung die Pariser stürzt. Man könnte vor Langeweile sterben. Daher mache ich mich aus dem Staube.

Haben Sie die beiden Bände von Taine gelesen?

Ich kannte Spinozas Ethik, aber nicht den Tractatus Theologico-politicus, der mich verblüfft, mich blendet, mich in Bewunderung versetzt! Ist das ein Mensch! Ist das ein Kopf! Dieses Wissen und dieser Geist! Er war entschieden stärker als Caro.

Wann sieht man sich? Kann ich nicht auf einen kleinen Besuch in Croisset rechnen? Nicht einen kleinen, sondern einen richtigen! Ich habe über zwei Pläne ausführlich mit Ihnen zu sprechen.

Sonntag, 26. Juni 1870

Man vergißt seinen Troubadour, der soeben wieder einen Freund begraben hat. Von den sieben, die beim ersten Magny-Diner waren, sind nur noch drei übrig! Ich bin voll von Särgen wie ein alter Kirchhof! Ich habe genug davon, wirklich!

Und bei all dem arbeite ich weiter! Ich habe gestern so gut es ging, den Nekrolog über meinen armen Bouilhet beendet. Ich will sehen, ob es nicht möglich ist, eine Komödie (Das schwache Geschlecht) von ihm, in Prosa, zurechtzustutzen. Worauf ich mich an den Heiligen Antonius machen werde.

Und Sie, lieber Meister, was machen Sie und die Ihren? Meine Nichte ist in den Pyrenäen und ich lebe allein mit meiner Mutter, die immer tauber wird, so daß mein Dasein jeder Aufheiterung ermangelt. Ich müßte an einem wärmeren Gestade liegen und schlafen. Aber dafür fehlt es mir an Zeit und Geld. Also muß man seine Streicharbeit fortführen und soviel wie möglich schufteln.

Ich werde Anfang August nach Paris gehen. Dann werde ich den ganzen Oktober wegen der Aisséproben dort bleiben. Meine Ferien werden sich auf etwa acht Tage beschränken, die ich Ende August in Dieppe verbringen will. Das sind meine Pläne.

Das Begräbnis Jules de Goncourts war jammervoll.
Théo weinte Ströme.

Samstag abend, 2. Juli 1870

Lieber, guter Meister!

Der Tod Barbès hat mich um Ihretwillen sehr betrübt. Wir haben beide unsere Trauer. Ist das eine Prozession von Toten seit einem Jahr! Ich bin betäubt davon, als hätte man mir Stockschläge auf den Kopf gegeben. Was mich verzweifelt macht (denn wir beziehen alles auf uns), ist die furchtbare Einsamkeit, in der ich lebe. Ich habe niemanden mehr, ich meine: niemanden, mit dem ich plaudern kann, „der sich heute mit Stil und Beredsamkeit befaßt“.

Außer Ihnen und Turgenjeff kenne ich keinen Sterblichen, dem gegenüber ich mich über alle Dinge, die mir am meisten am Herzen liegen, aussprechen kann, und Sie beide wohnen weit von mir!

Ich fahre aber mit meiner Arbeit fort. Ich habe mich entschlossen, mich morgen oder übermorgen an meinen Heiligen Antonius zu machen. Aber wenn man eine Arbeit von langem Atem anfangen soll, muß man eine gewisse Freudigkeit haben, die mir fehlt. Ich hoffe jedoch, daß diese extravagante Arbeit mich packen wird. O! Wie gern möchte ich nicht mehr an mein armes Ich, an meinen elenden Körper

denken! Es geht dem Körper sehr gut. Ich schlafe ungeheuer viel! „Der Leib ist gut,“ wie die Spießbürger sagen.

Ich habe in dieser letzten Zeit langweilige theologische Sachen gelesen, die ich mit etwas Plutarch und Spinoza untermischt habe. Ich habe Ihnen weiter nichts zu sagen.

Der arme Edmond de Goncourt ist bei seinen Eltern in der Champagne. Er hat mir versprochen, Ende des Monats zu kommen. Ich glaube nicht, daß die Hoffnung, seinen Bruder in einer besseren Welt wiederzusehen, ihn darüber tröstet, daß er ihn in dieser verloren hat.

Man betrügt sich in dieser Unsterblichkeitsfrage mit Worten, denn die Frage ist, zu wissen, ob das Ich fortbesteht. Die Bejahung erscheint mir als ein Übermut unseres Stolzes, ein Protest unserer Schwäche gegen die ewige Ordnung. Der Tod hat uns vielleicht nicht mehr Geheimnisse zu enthüllen als das Leben.

Welch ein Jahr des Unheils! Ich habe das Gefühl, als wenn ich in der Wüste verirrt bin, und ich versichere Ihnen, teurer Meister, daß ich trotzdem tapfer bin und große Anstrengungen mache, gleichmütig zu sein. Aber das arme Gehirn ist zuweilen geschwächt. Ich habe nur eines nötig (und das kann man sich nicht geben), nämlich irgendeine Begeisterung zu haben!

Ihr vorletzter Brief war sehr traurig. Auch Sie heroisches Wesen fühlen sich müde! Was soll nur aus uns werden!

Ich habe eben wieder die Gespräche Goethes mit Eckermann gelesen. Das ist ein Mensch, dieser Goethe! Aber er hatte den andern ganz, ganz für sich.

Croisset, Mittwoch abend, ... 1870

Was machen Sie, teurer Meister, Sie und die Ihren?

Die Dummheit meiner Landsleute widert mich an, zerreißt mich. Die unheilbare Barbarei der Menschheit erfüllt mich mit düsterer Traurigkeit. Diese Begeisterung, die nicht durch eine Idee angefacht wird, erzeugt in mir den Wunsch zu sterben, um sie nicht mehr zu sehen.

Der gute Franzose will sich schlagen: 1. weil er sich von Preußen herausgefordert glaubt; 2. weil der natürliche Zustand des Menschen die Wildheit ist; 3. weil der Krieg ein mystisches Element birgt, das die Massen hinreit.

Sind wir wieder bei den Rassenkriegen angelangt? Ich fürchte es. Das schreckliche Gemetzel, das sich vorbereitet, hat nicht einmal einen Vorwand. Es ist das Gelöst zu kämpfen, um zu kämpfen.

Ich beweine die gesprengten Brücken, die zerstörten Tunnel, all diese verlorene menschliche Arbeit, und überhaupt eine so radikale Verneinung.

Der Friedenskongreß hat augenblicklich unrecht. Die Zivilisation erscheint mir fern. Hobbes hatte recht. Homo homini lupus.

Ich habe den Heiligen Antonius angefangen, und es würde vielleicht recht gut gehen, wenn ich nicht an den Krieg dächte. Und Sie?

Der Bürger kann es nicht mehr aushalten. Er findet, daß Preußen zu unverschämt war und will „sich rächen“. Sie haben gehört, daß ein Herr der Kammer die Plünderung des Großherzogtums Baden vorgeschlagen hat. Ah! Warum kann ich nicht bei den Beduinen leben!

Croisset, Mittwoch, 3. August 1870

Wie, teurer Meister, auch Sie sind mutlos, betrübt? Was soll da mit den Schwachen werden?

Mir ist das Herz in einem Maße bedrückt, daß ich darüber erstaunt bin und ich wälze mich in einer bodenlosen Melancholie, trotz der Arbeit, trotz dem guten Heiligen Antonius, der mich zerstreuen sollte. Ist das die Folge meiner vielen Kümmernisse? Es ist möglich. Aber der Krieg tut auch sein Teil. Ich

habe das Gefühl, daß uns die Finsternis verschlingen will.

Das ist also der natürliche Mensch. Jetzt können Sie Theorien aufstellen. Rühmen Sie den Fortschritt, die Einsicht und den gesunden Menschenverstand der Massen und die Sanftheit des französischen Volkes. Ich versichere Ihnen, daß man halb totgeschlagen würde, wenn man sich einfallen ließe, den Frieden zu predigen. Was auch geschehen mag, wir sind ein großes Stück zurückgeschleudert.

Vielleicht fangen jetzt die Rassenkriege wieder an. Man wird, ehe ein Jahrhundert um ist, sehen, wie mehrere Millionen Menschen sich gegenseitig töten. Der ganze Orient gegen ganz Europa, die alte Welt gegen die neue! Warum nicht? Die großen gemeinsamen Arbeiten wie der Suezkanal sind vielleicht, in anderer Form, Pläne und Vorbereitungen zu diesen ungeheuren Konflikten, von denen wir uns keinen Begriff machen können.

Vielleicht bekommt auch Preußen eine tüchtige Tracht Prügel, weil es in den Absichten der Vorsehung liegt, das europäische Gleichgewicht wiederherzustellen. Dies Land neigt zu einer Vergrößerungssucht, wie Frankreich unter Ludwig XIV. und Napoleon. Die andern Organe fühlen sich dadurch behindert. Daraus schreibt sich eine allgemeine

Verwirrung her. Würde ein furchtbarer Aderlaß von Nutzen sein?

Ach, wir gebildeten Menschen! Die Menschheit ist weit von ihrem Ideal! Und unser ungeheurer Irrtum, unser trauriger Irrtum ist, daß wir sie uns ähnlich glauben und sie dementsprechend behandeln wollen.

Der Respekt, der Fetischismus, den man dem allgemeinen Wahlrecht entgegenbringt, empört mich mehr als die Unfehlbarkeit des Papstes, (die, in Parenthese, soeben sehr versagt hat). Glauben Sie, daß wir, wenn Frankreich, statt von der Masse im ganzen beherrscht zu werden, in der Macht von Mandarinen wäre, auf diesem Punkte ständen? Hätte man sich, statt die Aufklärung der niederen Klassen zu erstreben, mit der Unterweisung der oberen Klassen befaßt, so hätte man den Vorschlag Keratrys nicht erlebt, das Großherzogtum Baden zu plündern, eine Maßnahme, die das Volk sehr gerecht findet.

Studieren Sie Prudhomme in diesen Zeiten? Er ist gigantisch! Er bewundert Mussets Rhein und fragt, ob Musset sonst noch etwas geschrieben hat? Musset als Nationaldichter, der Beranger verdrängt! Welch eine ungeheure Komödie ist das ganze! Aber eine wenig heitere Komödie.

Das Elend kündigt sich schon an. Jeder Mensch ist in Geldverlegenheiten, bei mir angefangen! Aber wir waren vielleicht zu sehr an die Bequemlichkeit und die Ruhe gewöhnt. Wir waren tief in das Materielle versunken. Man muß zur großen Tradition zurückkehren, nicht mehr am Leben, am Glück, am Geld, an nichts mehr hängen; sein, was unsere Großväter waren, leichte, sprühende Menschen.

Ehedem verbrachte man sein Dasein mit Verhungern. Die gleiche Perspektive droht am Horizont. Was Sie mir über das arme Nohant erzählen, ist fürchterlich. Hier hat das Land weniger gelitten als bei Ihnen.

Croisset, Mittwoch, 1870

Ich bin am Montag in Paris angekommen und Mittwoch wieder abgereist. Ich kenne jetzt die Seele des Parisers und habe in meinem Herzen den wildesten Politikern von 1793 abgebeten. Jetzt verstehe ich sie. Welche Dummheit, welche Unwissenheit, welche Vorurteile! Meine Landsleute erregen mir Übelkeit. Man muß sie mit Isidor in einen Sack tun.

Dies Volk verdient vielleicht, gezüchtigt zu werden, und ich fürchte, daß es geschieht.

Es ist mir unmöglich, irgend etwas zu lesen, und noch viel weniger zu schreiben. Ich verbringe meine

Zeit wie alle Leute mit dem Warten auf Nachrichten. Ach, wenn ich meine Mutter nicht hätte, wäre ich schon längst abgereist.

Sonnabend, ... 1870

Teurer Meister!

Nun sind wir also in der Tiefe des Abgrundes angelangt! Ein schmachvoller Friede wird vielleicht nicht angenommen werden! Die Preußen wollen Paris zerstören! Das ist ihr Traum.

Ich glaube nicht, daß die Belagerung von Paris sehr nahe bevorsteht. Aber um Paris zum Nachgeben zu zwingen, wird man es 1. durch den Anblick von Kanonen erschrecken und 2. die umliegenden Provinzen verheeren.

In Rouen machen wir uns auf den Besuch dieser Herren gefaßt und da ich (seit Sonnabend) Leutnant meiner Kompanie bin, exerziere ich meine Leute ein und werde in Rouen strategischen Unterricht nehmen.

Das Bedauerliche ist, daß die Meinungen geteilt sind, daß die einen für die Verteidigung bis zum äußersten sind, die andern für den Frieden um jeden Preis.

Ich sterbe vor Kummer. Was habe ich für ein Haus! Vierzehn Personen, die seufzen und einen

nervös machen. Ich verwünsche die Frauen! Durch sie gehen wir zugrunde.

Ich mache mich darauf gefaßt, daß Paris das Schicksal Warschaus haben wird, und Sie mit Ihrer Begeisterung für die Republik stimmen mich traurig. Wie können Sie in dem Augenblick, wo wir durch den unumwundensten Positivismus besiegt sind, noch an Phantome glauben? Was auch komme, die Personen, die jetzt die Macht haben, werden geopfert werden und die Republik wird ihrem Schicksal entgegengehen. Beachten Sie, daß ich die arme Republik verteidige; aber ich glaube nicht an sie.

Das ist alles, was ich Ihnen zu sagen habe. Jetzt hätte ich sehr viele andere Dinge zu tun, aber ich habe den Kopf nicht frei. Es bricht wie Wasserfälle, wie Ströme, wie Ozeane von Betrübnis über mich herein. Es ist nicht möglich, noch mehr zu leiden. Bisweilen fürchte ich, verrückt zu werden. Das Gesicht meiner Mutter nimmt mir, wenn ich es ansehe, alle Energie.

Dahin hat uns die Leidenschaft geführt, die Wahrheit nicht sehen zu wollen. Die Liebe zum Unnatürlichen und zur Prahlerei. Wir werden ein Polen werden und dann ein Spanien. Dann wird Preußen an die Reihe kommen, das von Rußland gefressen werden wird.

Was mich betrifft, so betrachte ich mich als einen erledigten Menschen. Mein Gehirn wird sich nicht wieder erholen. Man kann nicht mehr schreiben, wenn man sich nicht mehr achtet. Ich wünsche nur eins: nämlich zu sterben, um ruhig zu werden.

Mittwoch, ... 1870

Ich bin nicht traurig. Ich habe gestern meinen Heiligen Antonius wieder aufgenommen. Leider Gottes muß man sich damit abfinden! Man muß sich an das gewöhnen, was der natürliche Zustand des Menschen ist, das heißt ans Übel.

Die Griechen zur Zeit des Perikles schufen Kunst, ohne zu wissen, ob sie am andern Tage zu essen haben würden. Seien wir Griechen. Ich gestehe Ihnen aber, teurer Meister, daß ich mich viel eher als Wilder fühle. Das Blut meiner Ahnen, der Natchez oder der Huronen, kocht in meinen Gelehrten-Adern, und ich habe ernsthaft, dummdreist, tierisch, Lust, mich zu schlagen.

Erklären Sie mir das! Der Gedanke, jetzt Frieden zu schließen, erbittert mich, und ich sähe lieber, daß man Paris in Brand steckte (wie Moskau), als daß die Preußen einziehen. Aber soweit sind wir noch nicht; ich glaube, der Wind dreht sich.

Ich habe ein paar Soldatenbriefe gelesen, die Muster sind. Man verschlingt ein Land nicht, in welchem solche Dinge geschrieben werden. Frankreich ist eine Mähre, die etwas zuzusetzen hat und sich wieder erheben wird.

Was auch immer geschieht, jedenfalls beginnt eine neue Welt, und ich fühle mich zu alt, um mich in neue Sitten zu schicken.

O wie Sie mir fehlen, wie großes Verlangen ich habe, Sie zu sehen.

Wir sind hier alle entschlossen, auf Paris zu marschieren, wenn die Landsleute Hegels es belagern. Versuchen Sie, Ihren Berryanern Mut zu machen. Rufen Sie ihnen zu: „Kommen Sie zu mir, um zu verhindern, daß der Feind in einem Lande ißt und trinkt, das ihm fremd ist.“

Der Krieg (hoffe ich) wird den „Autoritäten“ einen starken Schlag versetzen. Wird das von der modernen Welt geleugnete, vernichtete Individuum noch einmal wieder zur Geltung kommen? Wir wollen es wünschen.

Dienstag, 11. Oktober 1870

Teurer Meister!

Leben Sie noch? Wo sind Sie, Maurice und die andern?

Ich begreife nicht, daß ich noch nicht tot bin, wo ich seit sechs Wochen so furchtbar leide.

Meine Mutter ist nach Rouen geflüchtet. Meine Nichte ist in London. Mein Bruder befaßt sich mit Stadtgeschäften und ich bin hier allein und verzehre mich vor Ungeduld und Kummer! Ich versichere Ihnen, daß ich das Gute habe tun wollen; unmöglich!

Welch ein Unglück! Ich habe heute zweihundert-einundsiebzig Arme vor meiner Tür gehabt, und sie haben alle etwas bekommen! Was wird diesen Winter werden?

Die Preußen sind jetzt zwölf Stunden von Rouen und wir haben keine Befehle, keine Order, keine Disziplin, nichts, nichts. Man vertröstet uns immer mit der Loirearmee. Wo ist sie? Wissen Sie etwas darüber? Was tut man im Herzen Frankreichs?

Paris wird schließlich ausgehungert werden, und man bringt ihm keine Hilfe!

Die Dummheiten der Republik übertreffen die des Kaiserreiches. Spielt man insgeheim irgendeine furchtbare Komödie? Warum soviel Untätigkeit?

O, wie traurig ich bin! Ich fühle, daß es mit der romanischen Welt zu Ende ist!

Ich lebe noch, teurer Meister, aber ich lege kaum noch Wert darauf, so traurig bin ich! Wenn ich Ihnen nicht eher geschrieben habe, liegt es daran, daß ich von Ihnen Nachricht erwartete. Ich wußte nicht, wo Sie waren.

Seit sechs Wochen erwarten wir von Tag zu Tag den Besuch der Preußen. Man spitzt die Ohren und glaubt in der Ferne das Getöse der Kanonen zu hören. Sie umgeben die untere Seine in einem Umkreis von vierzehn bis zwanzig Meilen. Sie sind sogar noch näher, da sie das vollständig zerstörte Vexin besetzt haben. Welch ein Entsetzen! Man muß erröten, Mensch zu sein.

Falls wir einen Erfolg an der Loire haben, wird ihr Vordringen verzögert werden. Aber werden wir ihn haben? So oft ich Hoffnung bekomme, versuche ich sie zurückzustoßen, und doch kann ich tief in mir trotz allem mich nicht eines ganz kleinen Restes von Hoffnung erwehren.

Ich glaube nicht, daß es in Frankreich einen betrübteren Menschen gibt als mich! (Alles hängt von der Empfindsamkeit der Leute ab.) Ich sterbe vor Kummer. Das ist die Wahrheit und jeder Trost reizt mich. Was mich betrübt, ist 1. die Wildheit der Menschen; 2. die Überzeugung, daß wir in eine

stupide Ära eintreten. Man wird utilitaristisch, militaristisch, amerikanisch und katholisch sein! Sehr katholisch! Sie werden es sehen! Der Krieg mit Preußen beendet die französische Revolution und zerstört sie.

Aber wenn wir Sieger wären, sagen Sie? Diese Hypothese steht im Gegensatz zu allen Erfahrungen der Geschichte. Wo haben Sie gesehen, daß der Süden den Norden schlägt und die Katholiken über die Protestanten herrschen? Die romanische Rasse liegt im Sterben. Frankreich wird Spanien und Italien folgen, und die Zeit der Bauernlummel kommt.

Welch ein Zusammensturz! Welch eine Katastrophe! Welch ein Elend! Welche Scheußlichkeiten! Kann man angesichts all dessen, was geschieht, an den Fortschritt und an die Zivilisation glauben? Was nützt die Wissenschaft, wenn dies Volk, das von Gelehrten wimmelt, Greuelthaten begeht, die der Hunnen würdig, ja noch schlimmer sind, denn sie sind systematisch, kalt, gewollt, und haben weder die Leidenschaft noch den Hunger als Entschuldigung.

Warum verabscheuen sie uns so sehr? Fühlen Sie sich nicht zermalmt von dem Haß von vierzig Millionen Menschen? Dieser ungeheure Höllenschlund macht mich schwindelig.

Es fehlt nicht an abgedroschenen Redensarten: Frankreich wird sich wieder aufrichten! Man muß nicht verzweifeln! Es ist eine heilsame Züchtigung! Wir waren wirklich zu unmoralisch! usw. O ewiges Geschwätz! Nein, man richtet sich nach einem solchen Schläge nicht wieder auf! Ich fühle mich ins Mark getroffen!

Wenn ich zwanzig Jahre jünger wäre, würde ich vielleicht an dies alles nicht denken, und wenn ich zwanzig Jahre älter wäre, würde ich mich damit abfinden.

Armes Paris! Ich finde es heroisch. Aber wenn wir es wiedersehen, wird es nicht mehr unser Paris sein! Alle Freunde, die ich dort hatte, sind tot oder verschwunden. Ich habe kein Zentrum mehr. Die Literatur erscheint mir als eine vergebliche und unnütze Sache! Werde ich jemals imstande sein, wieder zu schaffen?

O, wenn ich in ein Land fliehen könnte, wo man keine Uniformen mehr sieht, wo man keine Trommel hört und wo man nicht von Metzeleien spricht, wo man nicht verpflichtet ist, Staatsbürger zu sein! Aber die Erde ist für die armen Mandarinen nicht mehr bewohnbar.

Dieppe, 11. März 1871

Teurer Meister!

Wann wird man sich wiedersehen? Paris scheint mir nicht sehr lustig zu sein. O, in was für eine Welt werden wir eintreten? Heidentum, Christentum, Dummkopftum, das sind die drei großen Evolutionen der Menschheit! Es ist traurig, sich am Anfang der dritten zu finden.

Ich will Ihnen nicht sagen, was ich seit dem September gelitten habe. Wie kommt es, daß ich nicht daran gestorben bin? Das ist es, was mich in Erstaunen setzt! Kein Mensch ist verzweifelter gewesen als ich. Warum das? Ich habe schlimme Augenblicke in meinem Leben gehabt, ich habe große Verluste erlitten, ich habe viel geweint, ich habe manche Bangigkeit hinuntergeschluckt. Nun, all diese gesammelten Schmerzen sind nichts im Vergleich mit diesem. Und ich erhole mich nicht davon! Ich tröste mich nicht! Ich habe keine Hoffnung!

Ich hielt mich nicht für einen Fortschrittler und Verfechter der Menschheitsinteressen. Und doch hatte ich Illusionen! Welche Barbarei! Welch ein Rückschritt! Ich zürne meinen Zeitgenossen, daß sie mir die Gefühle eines Wilden aus dem zwölften Jahrhundert gegeben haben. Die Galle erstickt mich! Diese Offiziere, die Fensterscheiben einschlagen in

weißen Handschuhen, die Sanskrit können und über den Champagner herfallen, die einem die Taschenuhr stehlen und dann die Visitenkarte schicken, dieser Krieg um des Geldes willen, diese zivilisierten Wilden sind mir entsetzlicher als die Kannibalen. Und die ganze Welt wird sie imitieren, wird Soldat werden! Rußland hat jetzt vier Millionen. Ganz Europa wird Uniform tragen. Wenn wir Revanche nehmen, wird sie an Wildheit unerhört sein, und bedenken Sie, daß man nur diesen einen Gedanken haben wird, sich an Deutschland zu rächen! Die Regierung, wie immer sie auch sei, wird sich nur halten können, wenn sie mit dieser Leidenschaft rechnet. Der Mord im großen wird das Ziel aller unserer Anstrengungen sein, das Ideal Frankreichs.

Ich spiele mit dem einen Traum: in einem ruhigen Lande in der Sonne leben!

Machen wir uns auf neue Heucheleien gefaßt: Lobpreisung der Tugend, Schmähchriften auf die Korruption, Strenge der Sitten usw. Vollständige Pedanterie.

Ich habe augenblicklich in Croisset zwölf Preußen. Sobald meine arme Wohnung (vor der ich jetzt ein Grauen habe), wieder leer und rein ist, werde ich dorthin zurückkehren; dann werde ich sicher nach Paris

gehen, trotz der Ungesundheit! Aber das ist mir in tiefster Seele gleichgültig.

Neuville bei Dieppe, Freitag 31. März 1871

Teurer Meister!

Morgen endlich will ich es auf mich nehmen, nach Croisset zurückzukehren! Es ist hart! Aber es muß sein! Ich will versuchen, meinen armen Heiligen Antonius wiederaufzunehmen und Frankreich zu vergessen.

Meine Mutter bleibt hier bei ihrer Enkelin, bis man weiß, wo man hingehen kann, ohne vor Preußen und Aufstand Angst haben zu müssen.

Vor einigen Tagen bin ich mit Dumas von hier nach Brüssel gefahren, von wo ich direkt nach Paris zurückzukehren gedachte. Aber „das neue Athen“ scheint mir die Dahome an Wildheit und Roheit zu übertreffen.

Ist dies das Ende des Geschwätzes? Macht man nun Schluß mit der hohlen Metaphysik und den übernommenen Ideen? Alles Unheil rührt aus unserer riesenhaften Unwissenheit her. Was man studieren müßte, wird ohne Diskussion geglaubt. Statt zu erwägen, bestätigt man!

Die französische Revolution muß aufhören ein Dogma zu sein und muß wie alle übrigen menschlichen

Dinge zur Wissenschaft zurückkehren. Wenn man weiser gewesen wäre, hätte man nicht geglaubt, daß eine mystische Formel imstande ist, Armeen zu bilden, und daß das Wort Republik genügt, eine Million gut disziplinierter Männer zu besiegen. Wenn man weiser gewesen wäre, hätte man gewußt, was die Freiwilligen von 92 gewesen sind und der braunschweigische Rückzug, der von Danton und Westermann durch Geld erzielt wurde. Aber nein! Immer das alte Lied, immer Gerede! Zum Beispiel jetzt die Pariser Kommune, die zum reinen Mittelalter zurückkehrt! Das ist starrköpfig! Die Frage der Mieten beispielsweise ist prachtvoll! Die Regierung mischt sich jetzt in das natürliche Recht; sie redet in Verträge zwischen Privatleuten hinein. Die Kommune behauptet, daß man nicht schuldig ist, was man schuldig ist, und daß ein Dienst nicht durch einen andern Dienst bezahlt wird. Das ist eine ungeheure Albernheit und Ungerechtigkeit.

Viele von den Konservativen, die aus Liebe zur Ordnung die Republik erhalten wollten, werden sich nach Badinguet sehnen und rufen in ihrem Herzen nach den Preußen. Die Leute im Rathause haben den Haß abgelenkt. Deshalb grolle ich ihnen. Ich habe das Empfinden, daß man niemals tiefer gestanden hat.

Wir werden zwischen der Gesellschaft Saint Vincent de Pauls und der Internationale hin und hergeschleudert. Aber die letztere macht zuviele Dummheiten, um ein langes Leben zu haben. Angenommen, daß sie die Truppen in Versailles schlägt und die Regierung wieder einsetzt, so werden die Preußen in Paris einziehen und „es wird Ordnung in Warschau“ herrschen. Wenn sie aber besiegt wird, so wird die Reaktion furchtbar sein und jede Freiheit erdrosselt werden.

Was soll man von den Sozialisten sagen, die die Methode Badinguets und Wilhelms nachmachen, Requisitionen, Verbot von Zeitungen, Hinrichtungen ohne Prozeß usw.? O, welch ein unmoralisches Tier ist die Masse! Und wie demütigend ist es, Mensch zu sein!

Ich umarme Sie.

Croisset, Montag abend, 2 Uhr, 1871

Teurer Meister!

Warum keine Briefe? Sie haben also die meinen aus Dieppe nicht bekommen? Sind Sie krank? Leben Sie noch? Was soll das bedeuten? Ich hoffe sehr, daß Sie (und die Ihren) nicht in Paris sind, dem Sitz der Künste, dem Herd der Zivilisation, dem Zentrum der guten Manieren und der Höflichkeit?

Wissen Sie, was das schlimmste von all dem ist? Daß man sich daran gewöhnt. Ja, man findet sich damit ab. Es wird einem zur Gewohnheit, Paris zu entbehren, sich nicht mehr darum zu sorgen und fast zu glauben, daß es nicht mehr existiert.

Ich für mein Teil bin nicht wie die Spießbürger; ich finde, daß es nach der Eroberung kein Unglück mehr gibt. Der preußische Krieg hat auf mich den Eindruck einer großen Umwälzung in der Natur gemacht, einer dieser Umwälzungen, wie sie alle sechstausend Jahre einmal vorkommen; aber der Pariser Aufstand ist in meinen Augen eine sehr klare und eigentlich ganz einfache Sache.

Welche Rückschritte! Welche Bosheiten! Wie sie den Leuten von der Liga und den Maillotins ähneln! Armes Frankreich, das sich niemals vom Mittelalter frei machen wird! Das noch immer an dem gotischen Begriff von der Kommune schleppt, die nichts anderes ist als die römische Stadt.

Ach, mir ist das Herz schwer, das versichere ich Ihnen!

Und die kleine Reaktion, die nachher kommen wird? Wie die guten Geistlichen aufblühen werden!

Ich habe mich wieder an den Heiligen Antonius gemacht, und ich arbeite heftig.

Ich antworte sofort auf Ihre Fragen, soweit sie mich persönlich betreffen. Nein! Die Preußen haben meine Wohnung nicht verwüstet. Sie haben ein paar kleine unwichtige Dinge stibitzt, ein Toilettennecessaire, einen Karton, Pfeifen, aber alles in allem haben sie kein Unheil angerichtet. Was mein Arbeitszimmer betrifft, so ist es respektiert worden. Ich hatte einen großen Kasten voller Briefe eingegraben und meine umfänglichen Notizen für den Heiligen Antonius versteckt. Ich habe das alles unversehrt wiedergefunden.

Das schlimmste an dieser Invasion ist für mich, daß sie meine arme gute Mutter um zehn Jahre gealtert hat! Ist das eine Veränderung! Sie kann nicht mehr allein gehen und ist von erschütternder Schwäche. Wie traurig ist es, die Wesen, die man liebt, allmählich hinschwinden zu sehen.

Um nicht mehr an das allgemeine und an mein eigenes Elend zu denken, habe ich mich wieder mit Wut auf den Heiligen Antonius gestürzt, und wenn mich nichts stört und ich in diesem Tempo fortfahre, so werde ich ihn im nächsten Winter vollenden. Ich hätte rechte Lust, Ihnen die sechzig Seiten vorzulesen, die fertig sind. Besuchen Sie mich doch für eine Weile, wenn man erst wieder die Eisenbahnen benutzen

kann. Ihr alter Troubadour wartet schon so lange auf Sie. Ihr Brief von heute früh hat mich gerührt. Was sind Sie für ein stolzer Kerl, und was haben Sie für ein ungeheures Herz!

Ich bin nicht wie viele Leute, die ich über die Kämpfe in Paris jammern höre. Ich finde sie erträglicher als die Invasion. Denn nach der Invasion gibt es keine Verzweiflung mehr, und das beweist wieder einmal unsere Erniedrigung. „Ah, Gott sei Dank, die Preußen sind da,“ ist der allgemeine Schrei der Bürger. Ich stecke die Herren Arbeiter in denselben Sack und dann soll man das ganze Gesindel in den Fluß schm! Dann wird die Ruhe wiederkehren. Wir werden ein großes flaches Industrieland werden wie Belgien. Das Verschwinden von Paris (als Sitz der Regierung) wird Frankreich farblos und schwerfällig machen. Es wird kein Herz, keinen Mittelpunkt und, glaube ich, keinen Geist mehr haben.

Was die Kommune betrifft, die im Verröcheln ist, so ist sie die letzte Manifestation des Mittelalters. Die letzte, wollen wir hoffen!

Ich hasse die Demokratie (wenigstens wie man sie in Frankreich auffaßt), das heißt die Erhöhung der Gnade über die Gerechtigkeit, die Ablehnung des Rechtes, mit einem Wort die Anti-Gesellschaftlichkeit.

Die Kommune rehabilitiert die Meuchelmörder, gleich wie Jesus den Schächern am Kreuz verzieh, und man plündert die Häuser der Reichen, weil man gelernt hat, Lazarus zu verfluchen, nicht weil er ein böser Reicher, nur weil er überhaupt ein reicher Mann war. „Die Republik ist über jede Diskussion erhaben“ entspricht dem Glauben „Der Papst ist unfehlbar!“ Immer Formeln! Immer Götter!

Der verletzte Gott, das allgemeine Wahlrecht, hat soeben seinen Anbetern einen furchtbaren Streich gespielt, indem er die „Mörder von Versailles“ ernannte. Woran soll man also glauben? An nichts! Das ist der Anfang der Weisheit. Es wäre Zeit, sich von „Prinzipien“ loszumachen und sich der Wissenschaft, der Prüfung zu widmen. Das einzig Vernünftige (ich komme immer wieder darauf zurück) ist eine Regierung von Mandarinern, vorausgesetzt, daß die Mandarinern etwas können und sogar, daß sie viel können. Das Volk ist unmündig und es wird (in der Rangordnung der sozialen Elemente) an letzter Stelle stehen, weil es die Zahl, die Masse, das unbeschränkte ist. Es ist sehr unbedeutend, ob viele Bauern lesen können und ihrem Pfarrer nicht mehr gehorchen, aber es ist von unendlicher Bedeutung, daß viele Männer wie Renan oder Littré leben können und gehört werden. Unser Heil liegt jetzt

einzig in einer legitimen Aristokratie, ich verstehe darunter eine Mehrheit, die sich anders als aus Zahlen zusammensetzt.

Wenn man aufgeklärter gewesen wäre, wenn es in Paris mehr Leute gegeben hätte, die die Geschichte kennen, so hätten wir weder Gambetta, noch Preußen, noch die Kommune erlebt. Was taten die Katholiken, um eine große Gefahr abzuwenden? Sie bekreuzigten sich und empfahlen sich Gott und den Heiligen. Wir Vorgeschnittenen aber rufen: „Es lebe die Republik!“ Und beschwören die Erinnerung an 92 herauf; und man verzweifelte nicht an der Wirksamkeit, bedenken Sie das! Der Preuße war nicht mehr vorhanden, man umarmte sich vor Freude und mußte sich Zwang antun, um nicht in die Hohlwege der Argonnen zu laufen, wo es keine Hohlwege mehr gibt; einerlei, es ist Tradition. Ich habe einen Freund in Rouen, der einem Klub die Fabrikation von Piken vorgeschlagen hat, um gegen Chassepots zu kämpfen!

O, wieviel praktischer wäre es gewesen, Badinguet festzuhalten, um ihn gleich nach Friedensschluß ins Gefängnis zu stecken. Österreich hat nach Königgrätz keine Revolution gemacht, Italien nicht nach Novara und Rußland nicht nach Sebastopol. Aber die guten Franzosen beeilen sich, ihr Haus zu zerstören, sobald ihr Schornstein Feuer fängt.

Nun muß ich Ihnen aber einen entsetzlichen Gedanken anvertrauen: ich fürchte, daß die Zerstörung der Vendomesäule den Keim zu einem dritten Kaiserreich legt! Wer weiß, ob in zwanzig oder in vierzig Jahren nicht ein Enkel Jeromes unser Herr ist?

Augenblicklich ist Paris vollkommen epileptisch. Das ist das Ergebnis des Blutandrangs infolge der Belagerung. Frankreich lebte übrigens seit einigen Jahren in einem außergewöhnlichen Geisteszustand. Der Erfolg der Laterne und Troppman sind sehr deutliche Symptome dessen gewesen. Dieser Wahnsinn ist die Folge zu großer Dummheit, und diese Dummheit rührt aus einem Übermaß von Prahlucht her, denn durch das Lügen war man idiotisch geworden. Man hatte jedes Gefühl für Gut und Böse, für Schön und Häßlich verloren. Erinnern Sie sich der Kritik in diesen letzten Jahren. Was für einen Unterschied machte sie zwischen dem Erhabenen und dem Lächerlichen? Welche Rechtlosigkeit! Welche Unwissenheit! Welch ein Durcheinander! „Gekocht oder gebraten war ganz einerlei“ und zu gleicher Zeit diese Unterwürfigkeit gegenüber der Meinung des Tags.

Alles war falsch! Falscher Realismus, falsche Armee, falscher Kredit und sogar falsche Dirnen. Man nannte sie „Marquisen“, so wie die vornehmen

Damen sich unter sich „Schweinchen“ schimpften. Die Mädchen, die in der Tradition der Sophie Arnould blieben, wie die Lagier, erregten Entsetzen. Sie haben die Respektsbezeigungen Saint-Viktors vor der Paiva nicht gesehen. Und diese Falschheit (die vielleicht eine Folge der Romantik ist, der Herrschaft der Leidenschaft über die Form und der Inspiration über die Regel) zeigte sich besonders in der Art des Urteilens. Man rühmte eine Schauspielerin nicht als Schauspielerin, sondern als gute Mutter! Man verlangte von der Kunst, daß sie moralisch, von der Philosophie, daß sie klar, vom Laster, daß es anständig sei und von der Wissenschaft, daß sie sich dem Auffassungsvermögen des Volkes anpasse.

Aber das ist ein sehr langer Brief geworden. Wenn ich auf meine Zeitgenossen zu schimpfen anfangte, finde ich kein Ende mehr.

Croisset, Sonntag abend, 10. Juni 1871

Teurer Meister!

Nie habe ich heftiger das Bedürfnis und stärkeres Verlangen gehabt, Sie zu sehen als jetzt. Ich komme aus Paris, und ich weiß nicht, mit wem ich sprechen soll. Ich ersticke. Ich bin überwältigt oder vielmehr angewidert.

Der Gestank der Kadaver ekelt mich weniger als die Miasmen des Egoismus, die jedem Munde entströmen. Der Anblick der Trümmerhaufen ist nichts neben der ungeheuren Pariser Dummheit. Von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen scheint mir die ganze Welt reif fürs Irrenhaus.

Die eine Hälfte der Bevölkerung möchte die andere, die ihr die gleichen Gefühle entgegenbringt, am liebsten erwürgen. Das liest man deutlich in den Augen der Leute.

Und die Preußen sind nicht mehr vorhanden! Man entschuldigt und bewundert sie! Die „vernünftigen Leute“ wollen deutsche Staatsangehörigkeit erwerben. Ich kann Ihnen sagen, es ist, um an der menschlichen Rasse zu verzweifeln.

Ich war Donnerstag in Versailles. Die Rechte ist beängstigend durch ihre Übergriffe. Die Abstimmung über die Orleans ist ein Zugeständnis, das man ihr gemacht hat, um sie nicht zu reizen und Zeit zu haben, sich gegen sie zu wappnen.

Ich nehme Renan von der allgemeinen Torheit aus, er ist mir im Gegenteil sehr philosophisch erschienen, und ebenso den guten Soulier, der mich beauftragt hat, Ihnen tausend zärtliche Dinge zu sagen.

Ich habe eine Menge entsetzlicher und nicht öffentlich bekannter Einzelheiten gesammelt, mit denen ich Sie verschone.

Meine kleine Reise nach Paris hat mich sehr gestört, und es wird mir schwer fallen, mich wieder ans Schuft zu machen . . .

Wenn die Geschichte die Feuersbrunst von Paris entwirren wird, wird sie sehr viele Elemente darin finden, unter denen ohne jeden Zweifel Preußen an erster Stelle steht und an zweiter Badinguets Leute; man hat keinen geschriebenen Beweis mehr gegen das Kaiserreich, und Haußmann wird sich kühn bei den Wahlen in Paris präsentieren.

Haben Sie unter den Dokumenten, die im letzten September in den Tuileries gefunden wurden, einen Entwurf zu einem Roman von Isidore gelesen? Ist das ein Aufbau!

25. Juli 1871

Ich finde Paris etwas weniger närrisch als im Juni, wenigstens an der Oberfläche. Man beginnt Preußen auf eine natürliche Art zu hassen, das heißt, man kehrt zur französischen Tradition zurück. Man macht keine Redensarten mehr zum Lobe seiner Zivilisation. Was die Kommune betrifft, so macht man sich darauf gefaßt, sie später wiedererstehen zu sehen, und die

Leute der Ordnung tun absolut nichts, um ihre Rückkehr zu verhindern. Gegen neue Leiden wendet man alte Mittel an, die noch nie das kleinste Leiden geheilt (oder verhindert) haben.

Ich glaube wie Sie, daß die bürgerliche Republik festen Fuß fassen kann. Ihr Mangel an Erhabenheit ist vielleicht eine Gewähr für ihre Dauerhaftigkeit. Es ist das erste Mal, daß wir unter einer Regierung leben, die keine Prinzipien hat. Die Ära des Positivismus in der Politik will beginnen.

Der ungeheure Widerwille, den mir meine Zeitgenossen einflößen, verweist mich in die Vergangenheit, und ich arbeite mit aller Kraft an meinem guten Heiligen Antonius. Ich bin einzig seinetwegen nach Paris gekommen, denn es ist mir unmöglich, mir in Rouen die Bücher zu beschaffen, die ich augenblicklich brauche; ich bin in die Religionen Persiens untergetaucht. Ich versuche mir eine deutliche Vorstellung von dem Gotte Hom zu machen, was nicht leicht ist. Ich habe den ganzen Juni mit dem Studium des Buddhismus verbracht, über den ich schon viele Notizen hatte. Aber ich wollte den Stoff möglichst erschöpfen. Ich habe danach einen kleinen Buddha gemacht, den ich reizend finde. Wie gern würde ich Ihnen diesen (meinen!) Schmöker vorlesen.

Ich komme nicht nach Nohant, weil ich mich jetzt nicht mehr von meiner Mutter zu entfernen wage. Ihre Gesellschaft betrübt und entnervt mich, meine Nichte Karoline hilft mir diese teure und schwere Last tragen.

In vierzehn Tagen werde ich wieder in Croisset sein. Vom 15. bis 20. August erwarte ich dort den guten Turgenjeff. Es wäre sehr reizend, wenn Sie dann nach ihm kämen, teure Meisterin. Ich sage nach ihm, denn wir haben seit der Anwesenheit der Preußen nur ein Zimmer in Ordnung. Das wäre eine gute Abwechslung. Kommen Sie im September.

Haben Sie vom Odeon etwas gehört? Es ist mir unmöglich, von Herrn von Chilly irgendeine Antwort zu bekommen. Ich bin mehrmals bei ihm gewesen und habe ihm drei Briefe geschrieben: kein Wort! Diese Leute haben Grandseigneurmanieren, die entzückend sind. Ich weiß nicht, ob er noch Direktor ist oder ob die Direktion der Gesellschaft Berton, Laurent, Bernhard übertragen ist.

Berton hat mir geschrieben, ich solle ihn (und sie alle) d'Osmeys empfehlen, dem Präsidenten der dramatischen Kommission, aber seitdem habe ich überhaupt nichts mehr gehört.

Croisset, Mittwoch abend, 6. September

Nun, teurer Meister, mir scheint, man vergißt seinen Troubadour? Sie sind also sehr mit Arbeit überhäuft! Wie lange ist es her, daß ich Ihre liebe, große Schrift nicht gesehen habe! Wie lange ist es her, daß wir nicht zusammen geplaudert haben! Wie schade, daß wir so fern voneinander wohnen. Ich habe großes Verlangen nach Ihnen.

Ich wage meine arme Mutter nicht mehr zu verlassen! Wenn ich fortzugehen gezwungen bin, nimmt Karoline meine Stelle ein. Sonst würde ich nach Nohant kommen. Werden Sie auf unbestimmte Zeit dort bleiben? Müssen wir bis Mitte des Winters warten, bevor man sich umarmen kann?

Ich möchte Ihnen gern den Heiligen Antonius vorlesen, der in seiner ersten Hälfte fertig ist, dann Ihnen mein Herz ausschütten und schimpfen. Jemand, der weiß, daß ich Sie liebe, und der Sie bewundert, hat mir eine Nummer des *Gaulois* gebracht, in der Bruchstücke Ihres Artikels über die Arbeiter stehen, den Sie im *Temps* veröffentlicht hatten. Wie das stimmt! Wie richtig und gut das gesagt ist! Traurig! Traurig! Armes Frankreich! Und man beschuldigt mich, skeptisch zu sein.

Was sagen Sie zu Fräulein Papavoine, einer Mordbrennerin, die auf einer Barrikade den Ansturm von

achtzehn Bürgern ausgehalten hat? Das stellt den Schluß der Schule der Empfindsamkeit in den Schatten, wo man sich darauf beschränkt, Blumen anzubieten.

Aber was jetzt alles übersteigt, das ist die konservative Partei, die nicht einmal mehr wählen will und die nicht aufhört zu zittern! Sie machen sich keine Vorstellung von der Angst der Pariser. „In sechs Monaten, mein Herr, wird überall die Kommune errichtet sein“, ist die allgemeine Antwort, oder vielmehr das allgemeine Zittern.

Ich glaube nicht an eine nahe Umwälzung, weil nichts von dem Vorausgesagten eintrifft. Die Internationale wird vielleicht schließlich triumphieren, aber nicht so, wie sie es hofft, nicht, wie man es fürchtet. O! Wie überdrüssig bin ich des unvornehmen Arbeiters, des albernen Bürgers, des stumpfsinnigen Bauern und des verhaßten Geistlichen.

Deshalb vergrabe ich mich, soviel ich kann, ins Altertum. Augenblicklich lasse ich alle Götter im Moment des Todeskampfes reden. Der Untertitel meines Schmökers könnte sein: „Der Gipfel des Wahnsinns.“ Und die Veröffentlichung tritt in meinem Geist immer weiter zurück. Wozu etwas veröffentlichen? Wer kümmert sich denn jetzt um Kunst? Ich mache für mich Literatur, wie ein Bürger in seiner Bude mit dem Serviettenring spielt. Sie werden mir

sagen, daß es besser sei, sich nützlich zu machen. Aber auf welche Weise? Wie soll man sich Gehör verschaffen?

Turgenjeff hat mir geschrieben, daß er sich vom Oktober ab den ganzen Winter in Paris festsetzen werde. Das ist ein Mensch, mit dem man sprechen kann. Denn ich kann absolut nichts mit absolut niemandem mehr reden.

Ich bin heute am Grabe meines armen Bouilhet gewesen; daher bin ich heute abend doppelt bitter.

Croisset, 8. September 1871

O wie reizend sie sind! Diese Engelchen! Was für liebe, ernste und sanfte Köpfchen! Meine Mutter ist ganz gerührt darüber und ich auch. Das nennt man eine zarte Aufmerksamkeit, teurer Meister, und ich danke Ihnen sehr. Ich beneide Maurice, sein Leben ist nicht leer wie meins.

Unsere beiden Briefe haben sich wieder einmal gekreuzt. Das beweist zweifellos, daß wir die gleichen Dinge zu gleicher Zeit und im gleichen Maße fühlen.

Warum sind Sie so traurig? Die Menschheit bietet nichts Neues. Ihr unheilbares Elend hat mich seit meiner Jugend mit Bitterkeit erfüllt. Daher erlebe ich jetzt auch keine Enttäuschung. Ich glaube, daß die Masse, der Haufe stets hassenswert sein wird.

Es gibt nichts Wichtiges außer einer kleinen Gruppe von geistvollen Köpfen, die immer die gleichen sind. Solange man sich nicht vor den Mandarinen beugt, solange die Akademie der Wissenschaften nicht an die Stelle des Papstes tritt, wird die gesamte Politik und die Gesellschaft bis in ihre Wurzeln nur ein Haufen von widerlichem Geschwätz sein. Wir leben in den Nachwehen der Revolution, die eine Fehlgeburt gewesen ist, eine tote Sache, ein Mißerfolg, was man auch sage. Und zwar deshalb, weil sie dem Mittelalter und dem Christentum entsprang. Der Gedanke der Gleichheit (der die ganze moderne Demokratie ist), ist eine im wesentlichen christliche Idee, die im Gegensatz zu dem Gedanken der Gerechtigkeit steht. Beachten Sie, wie die Gnade jetzt das Übergewicht hat. Das Gefühl ist alles, das Recht nichts. Man ist nicht einmal mehr über die Mörder entrüstet; die Leute, die Paris in Brand gesteckt haben, sind weniger bestraft worden als der Verleumder Favres.

Wenn Frankreich sich wieder erheben soll, muß es von der Inspiration zur Wissenschaft übergehen, muß es alles Metaphysische hinter sich lassen und mit der Kritik beginnen, das heißt mit der Prüfung der Dinge.

Ich bin überzeugt, daß wir der Nachwelt äußerst dumm erscheinen werden. Die Worte Republik

und Monarchie werden sie zum Lachen bringen, wie wir über den Realismus und den Nominalismus lachen. Denn ich wette, daß man mir keinen wesentlichen Unterschied zwischen diesen beiden Ausdrücken zeigen kann. Eine moderne Republik und eine konstitutionelle Monarchie sind identisch, man prügelt sich darum, man schreit, man haut sich!

Was das gute Volk betrifft, so wird die obligatorische Freischule der letzte Schritt sein. Wenn alle Leute das Kleine Journal und den Figaro lesen können, wird man nichts anderes mehr lesen, da ja der Spießbürger, der reiche Mann, auch nichts weiter liest. Die Presse ist eine Schule der Verdummung, weil sie vom Denken entbindet. Sprechen Sie das aus, das wäre eine mutige Tat, und wenn Sie mit Ihrer Meinung durchdringen, so haben Sie etwas Großes geleistet.

Das erste Heilmittel wäre, mit dem allgemeinen Wahlrecht ein Ende zu machen, dieser Schande des menschlichen Geistes. Wie es aufgebaut ist, überwiegt ein einzelnes Element zum Schaden aller andern: die Zahl beherrscht den Geist, die Bildung, die Rasse und sogar das Geld, das mehr gilt als die Zahl.

Aber eine Gesellschaft (die stets einen guten Gott, einen Heiland nötig hat) ist vielleicht nicht imstande, sich zu verteidigen? Die konservative Partei hat nicht

einmal den Instinkt des Tieres (denn das Tier kann wenigstens für seine Höhle und seine Lebensbedingungen kämpfen). Sie wird von den Internationalen gesprengt werden, den Jesuiten der Zukunft. Aber die Jesuiten der Vergangenheit, die auch kein Vaterland und keine Gerechtigkeit hatten, sind nicht durchgedrungen, und die Internationale wird scheitern, weil sie auf falschem Wege ist. Keine Ideen, nichts als Begehrlichkeit!

Ach, lieber, guter Meister, wenn Sie hassen könnten! Das hat Ihnen gefehlt, der Haß! Trotz Ihren großen Sphinxaugen haben Sie die Welt in goldenem Licht gesehen. Dies Licht floß aus der Sonne ihres Herzens; aber es sind so viele Finsternisse hervorgequollen, daß Sie jetzt die Dinge nicht mehr erkennen. Vorwärts doch! schreien Sie! donnern Sie! Nehmen Sie Ihre große Leier und schlagen Sie die erzenen Saiten: die Ungeheuer werden entfliehen! Besprengen Sie uns mit den Blutstropfen der verwundeten Themis.

Unsere Unkenntnis der Geschichte bringt uns dazu, unsere Zeit zu verleumden. Man ist immer genau so gewesen. Einige Jahre der Ruhe haben uns getäuscht. Das ist alles. Ich habe ebenfalls an die Besänftigung der Sitten geglaubt. Man muß diesen Irrtum tilgen und sich nicht für mehr halten, als wofür man sich zur Zeit Shakespeares oder Perikles

hielt, grausamen Zeiten, wo man wundervolle Dinge geschaffen hat. Sagen Sie mir, daß Sie den Kopf wieder hochheben und daß Sie an Ihren alten Troubadour denken, der Sie lieb hat.

14. November

Ah! Ich habe soeben meine Götter fertig, das heißt den mythologischen Teil meines Heiligen Antonius, an dem ich seit Anfang Juni sitze. Wie gern würde ich Ihnen das vorlesen, teurer Meister.

Warum haben Sie Ihrer guten Regung widerstanden? Warum sind Sie diesen Herbst nicht gekommen? Man darf nicht solange ohne Paris sein. Ich werde übermorgen dort sein und habe außer mit Aissé mit der Drucklegung eines Versbandes zu tun, (ich möchte Ihnen wohl das Vorwort zeigen), und was sonst noch alles. Eine Masse wenig amüsanter Dinge.

Ich habe das angekündigte zweite Feuilleton nicht bekommen. Ihrem alten Troubadour brummt der Schädel. Meine längsten Nächte haben seit drei Monaten nicht länger als fünf Stunden gedauert. Ich habe geradezu rasend geschuftet. Ich glaube meinen Schmöker aber auch auf einen schönen Grad von Wahnsinn gebracht zu haben. Der Gedanke an die dummen Aussprüche, zu denen er den Bürger veranlassen wird, hält mich aufrecht, oder eigentlich

brauche ich nicht aufrecht gehalten zu werden, da ein solches Milieu mir natürlich gefällt.

Der gute Bürger wird immer stumpfsinniger! Er will nicht einmal wählen!

Das dumme Vieh hat mehr Selbsterhaltungstrieb als er. Armes Frankreich! Wir Armen!

Wissen Sie, was ich jetzt lese, um mich zu zerstreuen? Bichat und Cabanis, und sie machen mir ungeheuren Spaß. Damals konnte man Bücher schreiben. O, wie weit sind unsere heutigen Gelehrten von diesen Männern entfernt!

Wir leiden nur an einem: an Dummheit. Aber sie ist furchtbar und allgemein. Wenn man von der Verdummung des gemeinen Volkes spricht, so ist das eine Ungerechtigkeit, eine Unvollständigkeit! Schlußfolgerung: man muß den gebildeten Klassen Bildung geben. Man fange mit dem Kopf an, das ist der kränkste Teil, das übrige kommt später.

Sie sind nicht wie ich! Sie sind voll Sanftmut. Mich aber erstickt an manchen Tagen der Zorn. Ich möchte meine Zeitgenossen in den Latrinen ertränken oder wenigstens Ströme von Beleidigungen, Sturzbäche von Beschimpfungen auf ihre Köpfe regnen lassen. Wozu? Das frage ich mich selbst. Welche Art Archäologie beschäftigt Maurice? Umarmen Sie Ihre Enkelchen in meinem Namen. Ihr Alter.

Teurer Meister!

Ich habe gestern Ihr Feuilleton bekommen und ich würde mit einem langen Brief darauf antworten, wenn ich nicht mitten in den Vorbereitungen für meine Reise nach Paris wäre. Ich will versuchen, mit Aissé zum Ende zu kommen.

Ihr Brief hat mich eine Träne vergießen lassen, ohne mich aber zu bekehren. Ich bin gerührt gewesen, das ist alles, aber nicht überzeugt.

Ich suche bei Ihnen ein Wort, das ich nirgends finde: Gerechtigkeit, und unser ganzes Leiden kommt daher, daß wir diese erste Forderung der Moral, aus der sich nach meiner Ansicht die ganze Moral zusammensetzt, vollkommen vergessen haben. Gnade, Humanität, Gefühl, Ideal haben uns so viele häßliche Streiche gespielt, daß man es mit dem Recht und der Wissenschaft versuchen sollte.

Wenn Frankreich nicht in einiger Zeit in die kritische Phase eintritt, halte ich es für unrettbar verloren. Der kostenlose und obligatorische Schulunterricht wird nur die Zahl der Dummköpfe vermehren. Renan hat das glänzend in der Einleitung zu seinen „Zeitgenössischen Fragen“ gesagt. Was uns vor allem not tut, ist eine natürliche Aristokratie, das heißt

eine legitime. Man kann nichts ohne Kopf tun, und das allgemeine Wahlrecht, so wie es jetzt ist, ist stupider als das göttliche Recht. Sie werden schöne Dinge erleben, wenn man es bestehen läßt. Die Masse, die Zahl ist immer idiotisch. Ich habe nicht viele Überzeugungen, aber diese eine ist sehr stark. Man muß aber die Masse respektieren, so dumm sie auch ist, weil sie Keime einer unberechenbaren Fruchtbarkeit enthält. Man gebe ihr die Freiheit, aber nicht die Macht.

Ich glaube ebensowenig wie Sie an den Klassenunterschied. Die Kasten gehören der Archäologie an. Aber ich glaube, daß die Armen die Reichen hassen und daß die Reichen vor den Armen Angst haben. Das wird ewig so sein. Den einen wie den andern Liebe predigen, ist unnütz. Das Wichtigste ist, die Reichen heranzubilden, die insgesamt die stärksten sind. Man muß zuerst den Bürger aufklären, denn er weiß nichts, absolut nichts. Der ganze Traum der Demokratie ist, den Proletarier zum Niveau der Dummheit des Bürgers zu erheben. Der Traum ist zum Teil erfüllt. Er liest die gleichen Zeitungen und hat die gleichen Passionen.

Die drei Grade der Bildung haben seit einem Jahre ihre Wirkung gezeigt: 1. die höhere Bildung hat Preußen siegreich sein lassen; 2. die mittlere Bildung,

die bürgerliche, hat die Männer des 4. September hervorgebracht; 3. die Elementarbildung hat uns die Kommune gegeben. Ihr Unterrichtsminister war der große Vallès, der sich rühmte, Homer zu verachten!

In drei Jahren werden alle Franzosen lesen können. Glauben Sie, daß wir damit weiter sein werden? Stellen Sie sich stattdessen vor, daß in jeder Stadt ein Bürger wäre, ein einziger, der Bastiat gelesen hätte, und daß dieser Bürger respektiert würde; dann erst würden die Dinge anders werden.

Dennoch bin ich nicht entmutigt wie Sie, und die gegenwärtige Regierung gefällt mir, weil sie keine Prinzipien hat, keine Metaphysik, keinen hohlen Schwindel treibt. Ich drücke mich sehr schlecht aus. Sie verdienen wohl eine andere Antwort, aber ich habe es sehr eilig.

Ich hörte heute, daß die Masse der Pariser nach Badinguet verlangt. Eine Volksabstimmung würde sich für ihn aussprechen, daran zweifle ich nicht, insofern ist das allgemeine Wahlrecht eine gute Sache.

... 1871

Nie in Ihrem Leben, lieber, teurer Meister, haben Sie einen solchen Beweis Ihrer unbegreiflichen Offen-

herzigkeit gegeben! Wie, im Ernst, Sie glauben, mich beleidigt zu haben! Die erste Seite sieht fast aus wie eine Entschuldigung. Darüber habe ich sehr lachen müssen! Sie können mir übrigens alles sagen, alles! Ihre Schläge werden mir Liebkosungen sein.

Also plaudern wir weiter! Ich fange wieder von der Gerechtigkeit an! Sehen Sie ein, daß man dazu gekommen ist, sie vollkommen zu leugnen? Hat die moderne Kritik nicht die Kunst um der Geschichte willen aufgegeben? Der innere Wert eines Buches bedeutet nichts in der Schule Sainte-Beuve, Taine. Man zieht dort alles in Betracht außer dem Talent. Daher kommt in den kleinen Zeitungen der Mißbrauch der Persönlichkeit, die Biographien, die Schmähschriften. Folge: Unehreerbietigkeit des Publikums.

Beim Theater die gleiche Geschichte. Man kümmert sich nicht um das Stück, sondern um die vorgetragene Idee. Unser Freund Dumas träumt von dem Ruhm Lacordaires oder vielmehr Ravignans! Wir müssen noch wenig fortgeschritten sein, da die ganze Moral für die Frauen darin besteht, sich des Ehebruchs zu enthalten, und für die Männer, nicht zu stehlen. Das erste Unrecht hat die Literatur begangen, als sie sich nicht um die Ästhetik kümmerte, die nur eine höhere Gerechtigkeit ist. Die Romantiker mit ihrer unmoralischen Senti-

mentalität tragen die Verantwortung. Erinnern Sie sich eines Stückes von Victor Hugo in der Légende des Siècles, wo ein Sultan die ewige Seligkeit gewinnt, weil er Mitleid mit einem Schwein gehabt hat. Es ist immer die Geschichte von dem guten Schächer, der gesegnet wird, weil er bereut. Bereuen ist gut, aber nichts Böses tun, ist besser. Die Schule der Vergebung hat uns dahin geführt, zwischen einem Schurken und einem ehrenhaften Menschen keinen Unterschied zu sehen. Ich habe mich einmal vor Zeugen gegen Sainte-Beuve ereifert, und habe ihn gebeten, ebensoviel Nachsicht für Balzac zu haben, wie er für Jules Lecomte hat. Seine Antwort war, daß er mich als Dummkopf behandelte! Dahin führt die Weitherzigkeit!

Man hat so gänzlich jedes Gefühl für Proportionen verloren, daß der Kriegsrat in Versailles Maroteau zum Tode verurteilte ebenso wie Rossel! Das ist Schwindel. Diese Herren interessieren mich übrigens sehr wenig. Ich finde, man hätte die ganze Kommune zu Zwangsarbeit verurteilen und diese blutigen Dummköpfe zwingen müssen, als Galeerensklaven mit der Kette um den Hals die Trümmer von Paris aufzuräumen. Aber das hätte die Menschlichkeit verletzt. Man hat Mitgefühl mit den tollen Hunden und nicht das geringste mit den Gebissenen.

Das wird sich nicht ändern, solange das allgemeine Wahlrecht bleibt, wie es ist. Jeder Mensch (meiner Ansicht nach), so niedrig er auch sei, hat Recht auf eine Stimme, die seine, steht aber seinem Nachbar nicht gleich, der hundertmal soviel wert sein kann. In einer industriellen Unternehmung (Aktiengesellschaft) stimmt jeder Aktionär im Verhältnis seiner Beteiligung. In der Regierung einer Nation müßte es ebenso sein. Ich bin wohl soviel wert wie zwanzig Wähler von Croisset. Geld, Geist und Rasse sogar müssen gezählt werden, kurz, alle Kräfte. Nun sehe ich aber bis jetzt nur eins: die Zahl! O teurer Meister! Sie, die Sie soviel Autorität haben, Sie müßten ins Feuer! Man liest Ihre Artikel im Temps, die einen großen Erfolg haben, und wer weiß? Sie würden vielleicht Frankreich einen ungeheuren Dienst leisten.

Aissé beschäftigt mich ungeheuer oder vielmehr greift mich an. Ich habe Chilly nicht gesehen und habe also mit Duquesnel zu tun. Man nimmt mir positiv den alten Berton und schlägt mir seinen Sohn vor. Er ist sehr reizend, aber gar nicht der Typ, den der Verfasser gewollt hat. Lieber als darauf warten, daß ein literarischer Wind sich erhebt, wie er sich zu meinen Lebzeiten nicht erheben wird, will ich die Sache sofort wagen.

Diese Theateraffären stören mich sehr, denn ich war gut im Zuge. Seit einem Monat war ich sogar in einer Erregung, die an Wahnsinn grenzte.

Ich habe den unvermeidlichen HARRISSE getroffen, einen Menschen, der die ganze Welt kennt und sich auf alles versteht, auf Theater, Romane, Finanzen, Politik usw. Was ist doch der aufgeklärte Mensch für eine Rasse!!! Ich habe die PLESSY gesehen, reizend und schön wie immer. Sie hat mich beauftragt, Ihnen tausend Empfehlungen zu übermitteln.

Ich für meinen Teil sende Ihnen hunderttausend Grüße!

Ihr Alter.

1. Dezember.

Teurer Meister!

Ihr Brief, der mir wieder in die Hand fällt, verursacht mir Gewissensbisse, denn ich habe Ihre Bestellung an die Prinzessin noch nicht ausgerichtet.

Ich habe mehrere Tage lang nicht gewußt, wo die Prinzessin war. Sie mußte erst in Paris ein Unterkommen suchen und mich von ihrer Ankunft benachrichtigen. Heute endlich erfahre ich, daß sie in Saint-Gratien wohnt, und ich werde wahrscheinlich Sonntag abend hingehen. Auf jeden Fall wird Ihre Bestellung in der nächsten Woche ausgerichtet werden.

Ich muß mich entschuldigen, denn ich habe seit vierzehn Tagen keine freien zehn Minuten gehabt. Ich habe mich gegen die Wiederaufnahme von Ruy Blas wehren müssen, das vor Aissé kommen wollte (die Arbeit war hart). Nun endlich fangen die Proben am nächsten Montag an. Ich habe heute das Stück den Schauspielern vorgelesen und morgen werden die Rollen verteilt. Ich glaube, daß es gut gehen wird. Ich lasse den Versband von Bouilhet drucken, zu dem ich das Vorwort umgearbeitet habe. Kurz, ich bin außer Atem! Und traurig! Traurig zum Sterben!

Wenn ich mich in eine Tat hineinstürzen muß, tue ich es mit geschlossenen Augen. Aber das Herz zerspringt mir vor Widerwillen. Das ist die Wahrheit.

Ich habe noch keinen von unsern Freunden gesehen, außer Turgenjeff, den ich entzückender gefunden habe als je.

Umarmen Sie Aurore herzlich um ihres reizenden Wortes willen, und sie soll Ihnen in meinem Namen das gleiche tun.

Ihr Alter.

Montag abend, 3. Februar

Teurer Meister!

Es sieht aus, als vergäße ich Sie und wolle die Reise nach Nohant nicht machen? Es ist nicht so! Aber

seit einem Monat werde ich jedesmal, wenn ich Luft schöpfe, wieder von der Grippe gepackt, die bei jedem Rückfall stärker wird. Ich huste furchtbar und verbrauche unzählige Taschentücher. Wann wird das ein Ende nehmen?

Ich habe den Entschluß gefaßt, bis zur vollständigen Wiederherstellung meine Schwelle nicht mehr zu überschreiten, und ich warte immer noch auf den guten Willen der Mitglieder der Kommission für das Bouilhetdenkmal. Seit bald zwei Monaten ist es mir nicht möglich, in Rouen sechs Einwohner von Rouen zusammenzubringen. Das sind die Freunde! Alles ist schwierig, die kleinste Unternehmung erfordert große Anstrengungen.

Ich studiere jetzt Chemie (von der ich keinen Deut verstehe), und den Mediziner Raspail, außerdem den Modernen Küchengarten von Gressent und Gasparins Ackerbau. Es wäre übrigens sehr reizend von Maurice, wenn er seine landwirtschaftlichen Erinnerungen für mich sammelte, damit ich weiß, welche Fehler er gemacht hat und aus welchen Gründen er sie gemacht hat.

Welche Auskünfte habe ich für das Buch, das ich schreibe, nicht nötig? Ich bin in diesem Winter nach Paris gegangen in der Absicht, dort Material zu sammeln; aber wenn mein entsetzlicher Katarrh

noch lange anhält, wird mein Aufenthalt hier unnütz sein. Werde ich wie jener Kanonikus Poitiers werden, von dem Montaigne spricht, der seit dreißig Jahren sein Zimmer nicht verlassen hat wegen der „Last seiner Melancholie“, und der sich trotzdem sehr wohl befand, „abgesehen von einer Erkältung, die ihm auf den Magen geschlagen war“. Ich will damit sagen, daß ich sehr wenige Leute sehe. Wen soll ich übrigens besuchen? Der Krieg hat Abgründe aufgerissen.

Ich habe mir Ihren Artikel über Badinguet nicht verschaffen können. Ich gedenke ihn bei Ihnen zu lesen.

Was die Lektüre betrifft, so habe ich soeben den ganzen widerwärtigen Joseph de Maistre verschlungen. Hat man uns genug mit diesem Mann gezeißelt? Und die modernen Sozialisten haben ihn in den Himmel gehoben, angefangen bei den Saint-Simonisten, bis zu A. Comte. Frankreich ist autoritäts-trunken, was man auch sage. Einen guten Gedanken finde ich bei Raspail. Die Ärzte müßten Beamte sein, damit sie die Leute zwingen können usw.

Ihr alter romantischer und liberaler Esel umarmt Sie zärtlich.

Sonntag

Endlich habe ich einen Tag Ruhe, und ich kann Ihnen schreiben. Aber ich habe Ihnen soviele Dinge

zu erzählen, daß ich mich nicht mehr zurechtfinde.
1. Ihr Briefchen vom 4. Januar, das ich gerade am Morgen der Aissépremiere bekam, hat mich zu Tränen gerührt, teurer, geliebter Meister. Nur Sie können solches Feingefühl haben.

Die Premiere ist wundervoll gewesen, und das war alles. Am andern Tage war das Theater fast leer. Die Presse hat sich im allgemeinen stupid und un-nobel gezeigt. Man hat mich beschuldigt, ich hätte Reklame machen wollen durch Einschaltung einer Brandrede. Ich gelte als Roter (sic!). Sie sehen, wie weit man gekommen ist.

Die Direktion des Odeon hat nichts für das Stück getan! Im Gegenteil. Am Tage der Premiere habe ich mit eigenen Händen die Requisiten des ersten Aktes herbeiholen müssen! Und bei der dritten Auf-führung habe ich die Statisten geführt.

Während der ganzen Zeit der Proben haben sie in den Zeitungen die Wiederaufnahme von Ruy Blas angekündigt usw. usw. Sie haben mich gezwungen, „La Baronne“ totzumachen, genau wie Ruy Blas Aissé totmachen wird. Kurz, der Erbe Bouilhets wird wenig Geld verdienen. Die Ehre ist gerettet, das ist alles.

Die „Letzten Lieder“ sind gedruckt. Sie bekommen diesen Band gleichzeitig mit Aissé und

einem Brief von mir an den Stadtrat von Rouen. Diese kleine Ausgeburt ist dem Nouvelliste in Rouen so kräftig erschienen, daß er sie nicht zu drucken gewagt hat, aber sie wird Mittwoch im Temps erscheinen und dann in Rouen als Broschüre.

Was für ein närrisches Leben habe ich seit zweieinhalb Monaten geführt! Daß ich daran nicht zugrunde gegangen bin! Meine längsten Nächte haben nicht länger als fünf Stunden gedauert. Was für Laufereien! Was für Briefe! Und wieviel Wut — zurückgedrängte, unglücklicherweise. Endlich seit drei Tagen schlafe ich mich satt, und ich bin ganz stumpfsinnig davon!

Ich habe mit Dumas der Premiere von *Roi Carotte* beigewohnt. Man kann sich einen solchen Dreck nicht vorstellen! Es ist dummer und hohler als die schlechteste von Clairvilles Zauberpossen. Das Publikum ist vollkommen meiner Meinung gewesen.

Der gute Offenbach hat in der komischen Oper mit Phantasie ein zweites Fiasko gehabt. Sollte man anfangen, das Geschwätz zu hassen? Das wäre ein hübscher Fortschritt auf dem Wege des Guten!

Turgenjeff ist seit Anfang Dezember in Paris. Jede Woche verabreden wir ein Zusammensein, um den Heiligen Antonius zu lesen und zusammen zu essen. Aber es kommt immer etwas dazwischen und wir

sehen uns nicht. Mich macht das Dasein mehr als je marode und ich bin angewidert von allem, was nicht ausschließt, daß ich mich niemals gesunder gefühlt habe. Erklären Sie mir das.

Sie bekommen sehr bald: Letzte Lieder, Aissé und meinen Brief an den Stadtrat von Rouen, der morgen im Temps erscheinen wird, bevor er als Broschüre herauskommt.

Ich habe vergessen, Sie von etwas in Kenntnis zu setzen, teurer Meister. Daß ich nämlich Ihren Namen mißbraucht habe. Ich habe Sie kompromittiert, indem ich Sie unter den Berühmtheiten genannt habe, die für das Bouilhetdenkmal subskribiert haben. Ich fand, es machte sich gut. Da eine stilistische Wirkung etwas Heiliges ist, werden Sie es nicht dementieren.

Heute habe ich mich wieder an meine metaphysische Lektüre für den Heiligen Antonius gemacht. Am nächsten Sonnabend lese ich dreihundert Seiten, alles was fertig ist, Turgenjeff vor. Warum sind Sie nicht da!

Ich umarme Sie.

Ihr Alter.

Lieber, teurer Meister!

Können Sie für den Temps einen Artikel über Letzte Lieder schreiben? Ich würde Ihnen sehr dankbar sein.

Ich bin die ganze letzte Woche krank gewesen. Mein Hals war in einem schauerlichen Zustand. Aber ich habe viel geschlafen und bin jetzt wieder in Ordnung. Ich habe meine Studien für den Heiligen Antonius wieder aufgenommen.

Mir scheint, daß die Letzten Lieder Stoff zu einem feinen Artikel geben können, zu einer Leichenrede der Poesie. Sie wird nicht zugrunde gehen, aber die Verfinsterung wird lang sein und Dunkelheit umgibt uns.

Fragen Sie Ihr Herz und antworten Sie mir mit einer Zeile.

... 1872

Nein! Teurer Meister, das ist nicht wahr. Bouilhet hat niemals die Bürger von Rouen verletzt; kein Mensch war sanfter gegen sie, ich sage sogar zaghafter, um die ganze Wahrheit auszudrücken. Was mich betrifft, so habe ich mich isoliert. Das ist mein ganzes Verbrechen.

Ich finde gerade heute zufällig in den „Memoiren des Riesen“ von Nadar einen Absatz über mich und

die Leute von Rouen, der äußerst richtig ist. Da Sie dies Buch ja besitzen, schlagen Sie bitte Seite 100 nach.

Wenn ich geschwiegen hätte, so hätte man mich einen Feigling genannt. Ich habe unumwunden, das heißt brutal, protestiert. Und ich habe recht getan.

Ich glaube, man darf nie den Angriff eröffnen, pariert man aber, so muß man versuchen, seinen Gegner glatt zu töten. Das ist mein System. Die Ehrlichkeit ist ein Teil der Rechtschaffenheit; weshalb sollte sie im Tadel weniger absolut sein als im Lob?

Wir gehen zugrunde durch die Nachsicht, die Milde, die Schlappeheit und (ich komme auf meinen ewigen Refrain zurück) durch den Mangel an Gerechtigkeit.

Ich habe übrigens niemanden beleidigt, ich habe mich an Allgemeinheiten gehalten, — was Herrn Decorde betrifft, so kämpfe ich mit ehrlichen Mitteln; aber genug hiervon!

Ich habe gestern einen hübschen Tag mit Turgenjeff verbracht, dem ich die 115 Seiten vom Heiligen Antonius, die geschrieben sind, vorgelesen habe. Darauf habe ich ihm fast die Hälfte von den Letzten Liedern vorgelesen. Welch ein Zuhörer! Und Welch ein Kritiker! Er hat mich durch die Tiefe und Klarheit seines Urteils geblendet. O, wenn doch alle, die sich damit befassen, über Bücher zu urteilen, ihn

hätten hören können, das wäre eine Lehre gewesen! Nichts entgeht ihm. Am Ende eines Gedichtes von hundert Zeilen erinnert er sich eines schwachen Beiworts! Er hat mir für den Heiligen Antonius zwei oder drei ausgezeichnete Ratschläge in bezug auf Einzelheiten gegeben.

Sie halten mich also für sehr dumm, da Sie glauben, daß ich Sie wegen Ihres ABC-Buchs tadeln werde. Mein Geist ist philosophisch genug, um zu wissen, daß eine solche Sache ein sehr ernsthaftes Werk ist.

Die Methode ist das Höchste in der Kritik, da sie das Mittel zum Schaffen gibt.

... 1872

Wie lange ist es her, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe, teurer Meister? Ich habe Ihnen soviel zu erzählen, daß ich nicht weiß, wo anfangen. Aber wie töricht ist es, so getrennt zu leben, wenn man sich liebt.

Haben Sie Paris auf ewig Lebewohl gesagt? Werde ich Sie nie mehr da sehen? Werden Sie diesen Sommer nach Croisset kommen, um den Heiligen Antonius zu hören?

Ich kann nicht nach Nohant kommen, weil meine Zeit, in Anbetracht der Kleinheit meines Geldbeutels, bemessen ist: ich habe aber noch gut einen Monat

in Paris zu lesen und zu studieren. Dann gehe ich mit meiner Mutter fort. Wir sind auf der Suche nach einer Gesellschaftsdame. Sie ist nicht leicht zu finden. Ich werde also gegen Ostern wieder in Croisset sein und werde mich wieder ans Manuskript setzen. Ich bekomme allmählich Lust zum Schreiben.

Augenblicklich lese ich abends die Kritik der reinen Vernunft von Kant in Barnis Übersetzung, und ich gehe meinen Spinoza wieder durch. Am Tage unterhalte ich mich damit, Schriften über Tierbändigungen im Mittelalter durchzublättern; in den „Autoren“ das Barockste zu suchen, was es an Tieren gab. Ich lebe mitten unter phantastischen Ungeheuern.

Wenn ich den Stoff annähernd erschöpft habe, werde ich ins Museum gehen, um vor den wirklichen Ungeheuern zu verweilen, und dann sind die Studien für den guten Heiligen Antonius abgeschlossen.

Sie haben in Ihrem vorletzten Brief mir Ihre Besorgnis wegen meiner Gesundheit ausgesprochen; beruhigen Sie sich! Ich bin niemals überzeugter gewesen, daß sie robust ist. Das Leben, das ich diesen Winter geführt habe, war angetan, drei Rhinocerosse zu töten, was nicht ausschließt, daß es mir gut geht. Die Scheide muß gut sein, denn die Klinge ist sehr scharf; aber alles verkehrt sich in Traurigkeit. Jedes Handeln macht mir das Dasein unerträglich! Ich habe

Ihren Rat befolgt, ich habe mich zerstreut! Aber das amüsiert mich nur mittelmäßig. Entschieden interessiert mich lediglich die hochheilige Literatur.

Mein Vorwort zu den Letzten Liedern hat bei Frau Colet eine pindarische Wut erregt. Ich habe einen anonymen Brief in Versen von ihr bekommen, in welchem sie mich als einen Scharlatan hinstellt, der auf dem Grabe seines Freundes die große Trommel schlägt, als einen Plattfuß, der sich der Kritik gegenüber schändlich benimmt, nachdem er „Cäsar geschmeichelt“ hat. Trauriges Beispiel der Leidenschaften, wie Prudhomme sagen würde.

Bei Cäsar fällt mir ein: ich kann nicht an seine bevorstehende Rückkehr glauben, was man auch sagen mag. Soweit sind wir noch nicht, trotz meinem Pessimismus! Freilich, wenn man den Gott, genannt Allgemeines Wahlrecht, befragte, wer weiß? ... Ach, wir sind sehr herabgekommen, sehr!

Ich habe Ruy Blas in elender Darstellung gesehen, abgesehen von Sarah. Mélingue ist ein somnambuler Latrinenkehrer und die andern sind auch langweilig. Da Victor Hugo sich freundschaftlich darüber beklagt hat, daß ich ihm keinen Besuch gemacht habe, so habe ich geglaubt, ihm einen machen zu müssen, und ich habe ihn ... reizend gefunden! Ich wiederhole das Wort, ganz und gar nicht der große Mann, ganz und

gar nicht Papst! Diese Entdeckung, die mich sehr überrascht, hat mir sehr wohl getan. Denn ich neige zur Verehrung und ich liebe gern, was ich bewundere. Das ist eine persönliche Anspielung auf Sie, lieber, teurer Meister!

Ich habe Frau Viardots Bekanntschaft gemacht; ich finde, sie ist eine merkwürdige Natur. Turgenjeff hat mich bei ihr eingeführt.

Umarmen Sie Ihre Enkelinnen in meinem Namen; Ihnen selbst meine besten, meine innigsten Grüße.

... 1872

Teurer Meister!

Ich habe die phantastischen Zeichnungen bekommen, die mich belustigt haben. Vielleicht ist in der Zeichnung von Maurice ein tiefes Symbol verborgen? Aber ich habe es nicht herausgefunden ... Träumerei!

Zwei der Ungeheuer sind sehr hübsch: 1. ein Fötus in Ballonform und mit vier Beinen; 2. ein Totenkopf auf einem Bandwurm.

Wir haben noch keine Gesellschaftsdame gefunden. Es erscheint mir schwierig. Wir brauchen eine Dame, die vorlesen kann und sehr sanft ist; sie müßte sich auch etwas um den Haushalt kümmern. Diese Dame hätte mit der körperlichen Pflege meiner Mutter nicht

viel zu tun, da meine Mutter ihre Kammerfrau behalten würde.

Wir brauchen vor allem einen sehr liebenswürdigen und vollkommen rechtschaffenen Menschen. Religiöse Grundsätze sind nicht erforderlich! Das übrige sei Ihrem Scharfblick überlassen, teurer Meister. Das wäre alles.

Ich bin um Théo besorgt. Ich finde, daß er merkwürdig alt wird.

Er muß sehr krank sein, zweifellos ein Herzleiden? Wieder einer, der sich anschickt, mich zu verlassen.

Nein! Die Literatur ist nicht dasjenige, was ich in der Welt am meisten liebe, ich habe mich schlecht ausgedrückt (in meinem letzten Brief). Ich sprach von Zerstreuungen und von nichts weiter. Ich bin kein solcher Pedant, daß ich Worte lebenden Wesen vorziehe. Je älter ich werde, desto größer wird meine Empfindsamkeit. Aber der Kern ist solid und die Maschine bleibt im Gang. Und dann gibt es nach dem preußischen Krieg ja kaum noch etwas Aufregendes.

Und die Kritik der reinen Vernunft von dem besagten Kant, die von Barni übersetzt ist, ist eine schwerere Lektüre als das „Pariser Leben“ von Marcelin: gleichviel! Ich werde sie schließlich doch verstehen!

Ich habe den Entwurf des letzten Teils vom Heiligen Antonius fast fertig. Ich habe es eilig, wieder ans Schreiben zu kommen. Ich habe zu lange nicht geschrieben. Der Stil langweilt mich jetzt.

Und Sie, lieber, teurer Meister! Geben Sie mir sofort Nachricht über Maurice und sagen Sie mir, ob Sie denken, daß die Ihnen bekannte Dame für uns paßt.

Und sonst umarme ich Sie alle von ganzem Herzen.

Ihr alter Troubadour, der stets in Aufregung, stets in Empörung ist wie der Heilige Polycarp.

... 1872

Ich bin gestern hier angekommen, lieber, teurer Meister, und wenig fröhlich; meine Mutter macht mir Sorge. Ihr Verfall schreitet von Tag zu Tag und fast von Stunde zu Stunde fort. Sie wollte wieder nach Hause, obwohl die Maler noch bei der Arbeit waren, und wir sind sehr schlecht untergebracht. Ende der nächsten Woche wird sie eine Gesellschafterin bekommen, die mir meine dummen häuslichen Beschäftigungen erleichtern wird.

Ich habe vor zehn Tagen eine heftige Auseinandersetzung mit meinem Verleger gehabt.

Es war gelegentlich der Letzten Lieder. Wissen Sie, was Aissé und die Letzten Lieder dem Erben

Bouilhets eingebracht haben? Nun die Abrechnung vorliegt, hat er vierhundert Franken zu zahlen. Ich will Sie mit den Einzelheiten verschonen, aber es ist so. So belohnt sich die Tugend. Wenn sie belohnt würde, wäre sie nicht die Tugend.

Jedenfalls hat mich diese letzte Geschichte mitgenommen wie ein zu starker Aderlaß. Es ist demütigend zu sehen, daß man keinen Erfolg hat, und wenn man sein ganzes Herz, seinen Geist, seine Nerven, seine Muskeln und seine Zeit eingesetzt hat, fällt man zerschmettert zu Boden.

Mein armer Bouilhet hat gut daran getan, zu sterben, die Zeit ist nicht hold.

Ich meinerseits bin entschlossen, von jetzt an jahrelang die Pressen nicht mehr in Bewegung zu setzen, einzig aus dem Grunde, um nicht solche „Affären“ zu haben, um jede Beziehung zu Buchdruckern, Verlegern und Zeitungen zu vermeiden, und besonders, um nichts von Geld zu hören.

Meine Unfähigkeit in dieser Richtung nimmt erschreckende Dimensionen an. Warum versetzt mich der Anblick einer Rechnung in Wut? Das grenzt an Wahnsinn. Aissé hat kein Geld gebracht. Die Letzten Lieder hätten mir beinah einen Prozeß an den Hals geschafft. Die Geschichte mit dem Denkmal

ist nicht zu Ende. Ich bin müde, in tiefster Seele müde all dieser Dinge.

Vorausgesetzt, daß ich nicht auch den Heiligen Antonius vernichte, will ich mich in etwa acht Tagen wieder daran machen, wenn ich mit Kant und Hegel fertig bin. Diese beiden großen Männer tragen dazu bei, mich zu verdummen, und wenn ich ihre Gesellschaft verlasse, stürze ich mich mit Heißhunger auf meinen alten und dreimal großen Spinoza. Welch ein Genie, Welch ein Werk ist die Ethik!

Dienstag, 16. April 1872

Lieber, guter Meister!

Ich hätte sofort auf Ihren ersten so lieben Brief antworten müssen! Aber ich war zu traurig. Mir fehlte die physische Kraft. [Die Mutter war am 6. April gestorben.]

Heute endlich höre ich wieder die Vögel singen und sehe die Blätter grün werden. Die Sonne stört mich nicht mehr, was ein gutes Zeichen ist. Wenn ich wieder Geschmack an der Arbeit finden könnte, wäre ich gerettet.

Ihr zweiter Brief (der von gestern), hat mich zu Tränen gerührt! Wie sind Sie gut! Was für ein wundervolles Geschöpf sind Sie! Ich habe augenblicklich kein Geld nötig, danke. Aber wenn ich

welches brauchte, würde ich es wohl von Ihnen erbitten.

Meine Mutter hat Croisset Caroline vermacht, unter der Bedingung, daß ich meine Wohnung dort behalte. Also bleibe ich bis zur völligen Regelung des Nachlasses hier. Bevor ich mich wegen der Zukunft entscheide, muß ich wissen, was ich zu leben haben werde, dann werden wir sehen.

Werde ich die Kraft haben, so ganz allein in der Einsamkeit zu leben? Ich bezweifle es. Ich werde alt. Caroline kann jetzt nicht hier wohnen. Sie hat schon zwei Wohnungen, und das Haus in Croisset ist kostspielig.

Ich glaube, daß ich die Wohnung in Paris aufgeben werde. Nichts zieht mich mehr nach Paris. Alle meine Freunde sind tot, und der letzte, der arme Théo, macht es nicht mehr lange, fürchte ich. Ach, es ist hart, mit fünfzig Jahren eine neue Haut anziehen zu müssen!

Ich habe in diesen vierzehn Tagen gemerkt, daß meine arme gute Mama das Wesen war, das ich am meisten geliebt habe. Mir ist, als hätte man mir einen Teil der Eingeweide ausgerissen.

Welch eine gute Nachricht, teurer Meister! In einem Monat und sogar noch früher werde ich Sie endlich sehen!

Richten Sie es so ein, daß Sie in Paris nicht gar zu beschäftigt sind, damit wir Zeit zum Plaudern haben. Sehr reizend wäre es, wenn Sie auf einige Tage mit mir hierher kämen. Wir würden hier mehr Ruhe haben als dort. Meine arme alte Dame hat Sie sehr geliebt. Wie gern hätte ich Sie zusammen¹gesehen, und sie ist erst so kurze Zeit fort.

Ich habe mich wieder an die Arbeit gemacht, denn das Dasein ist nur erträglich, wenn man seine elende Persönlichkeit vergißt.

Es wird noch lange dauern, bis ich weiß, was ich zum Leben haben werde. Das ganze Vermögen, das wir erben, steckt in Grundstücken, und um die Teilung vornehmen zu können, muß man alles verkaufen.

Wie es auch kommt, meine Behausung in Croisset werde ich behalten. Das wird meine Zuflucht sein, und vielleicht sogar meine einzige Wohnung. Paris lockt mich kaum noch. In einiger Zeit werde ich dort keine Freunde mehr haben. Die menschliche Kreatur (einbegriffen das ewig Weibliche), amüsiert mich immer weniger und weniger.

Wissen Sie, daß mein armer Théo sehr krank ist? Er stirbt vor Langeweile und Elend! Niemand spricht

mehr seine Sprache! Wir sind wie ein paar Fossilien, die sich in eine neue Welt verirrt haben und ihr Leben fristen.

Teurer Meister!

Strohkopf hätte Ihnen eher für die Übersendung Ihres letzten Buches danken müssen, aber der Ehrwürdige arbeitet wie 18 000 Neger, das ist seine Entschuldigung. Was ihn nicht hindert, „Eindrücke und Erinnerungen“ gelesen zu haben. Ich kannte einen Teil davon, den ich im Temps gelesen hatte.

Das folgende war für mich neu und hat mich erstaunt: 1. das erste Fragment; 2. das zweite, worin ein entzückender und richtiger Abschnitt über die Kaiserin ist. Wie wahr ist das, was Sie über den Proletarier sagen! Hoffen wir, daß seine Herrschaft vorübergehen wird wie die des Bürgers und aus den gleichen Gründen, zur Strafe für die gleiche Dummheit und einen ähnlichen Egoismus.

Die „Antwort an einen Freund“ ist mir bekannt, da sie ja an mich gerichtet war.

Das „Gespräch mit Delacroix“ ist lehrreich; zwei merkwürdige Abschnitte über das, was er über den alten Ingres dachte.

Über die Interpunktion bin ich nicht ganz Ihrer Meinung; das heißt ich huldige darin der Über-

treibung, die Sie ärgert; und es fehlt mir natürlich nicht an guten Gründen, sie zu verteidigen.

„Ich zünde den Reisighaufen an“ usw., dies ganze lange Stück hat mich bezaubert.

In den „Gedanken eines Schulmeisters“ bewundere ich Ihren pädagogischen Geist, teurer Meister, es stehen sehr hübsche Fibelsätze drin.

Haben Sie Dank für das, was Sie über meinen armen Bouilhet sagen.

Ihren „Peter Bonin“ finde ich anbetungswürdig. Ich habe solche Menschen gekannt, und da diese Abschnitte ja Turgenjeff gewidmet sind, so will ich Sie bei dieser Gelegenheit fragen: Haben Sie „Die Verlassene“ gelesen. Ich finde das einfach erhaben. Dieser Scythe ist ein ungeheurer Mensch.

Ich lebe augenblicklich nicht in so hoher Literatur. Weit gefehlt! Ich behaue und bearbeite das Schwache Geschlecht. In acht Tagen habe ich den ersten Akt geschrieben. Meine Tage sind allerdings lang. Ich habe in der letzten Woche einen achtzehnstündigen gehabt, und Strohkopf ist frisch wie ein junges Mädchen, gar nicht müde, ohne Kopfschmerz. Kurz, ich glaube, daß ich in drei Wochen diese Arbeit hinter mir haben werde! Dann wie Gott will!

Es wäre amüsant, wenn Carvalhos Bizarrerie von Erfolg gekrönt wäre.

Ich fürchte, Maurice wird die getrüffelte Pute verlieren, denn ich habe Lust, die drei christlichen Kardinaltugenden durch das Antlitz Christi zu ersetzen, das in der Sonne erscheint. Was meinen Sie dazu? Wenn diese Verbesserung gemacht ist und ich das Blutbad von Alexandria verstärkt und den Symbolismus der phantastischen Tiere deutlicher gemacht habe, ist der Heilige Antonius unwiderruflich fertig und ich werde mich an meine beiden Biedermänner [Bouvard und Pecuchet] machen, die ich wegen der Komödie beiseite geschoben habe.

Wie häßlich ist die bühnenmäßige Schreibart. An Ellipsen, Gedankenstrichen, Fragen und Wiederholungen darf man nicht sparen, wenn man will, daß Bewegung hineinkommt, und das ist an sich alles sehr häßlich.

Ich täusche mich vielleicht, aber ich glaube jetzt etwas sehr Rasches und leicht Spielbares zu machen. Wir werden sehen!

Leben Sie wohl, teurer Meister, umarmen Sie die Ihren in meinem Namen.

Ihr alter Strohkopf-Invalide, Dudelsacks Freund.

Beachten Sie den Namen. Das ist eine gigantische Geschichte, bei der man sich aber, wenn man sie ordentlich erzählen will, rekeln muß.

Könnte ich Ihnen viele Stunden schenken, teurer Meister! All meine Stunden, jetzt, bald und immer.

Ich wollte Ende der nächsten Woche nach Paris gehen, am 14. oder 16. Werden Sie dann noch dort sein? Wenn nicht, werde ich meine Abreise beschleunigen.

Aber ich möchte viel lieber, daß Sie hierher kämen. Wir würden mehr Ruhe haben, ohne Besuche und Störungen! Mehr als je möchte ich Sie jetzt in meinem armen Croisset haben.

Ich habe das Gefühl, daß wir mindestens vierundzwanzig Stunden lang ununterbrochen zu reden haben werden. Dann würde ich Ihnen den Heiligen Antonius vorlesen, an dem nur noch etwa fünfzehn Seiten fehlen, dann ist er fertig. Kommen Sie aber nicht, wenn Ihr Husten noch anhält, ich fürchte, daß Ihnen die Feuchtigkeit schaden könnte.

Der Bürgermeister von Vendome hat mich eingeladen, die Enthüllung der Statue Ronsards, die am 23. dieses Monats stattfinden wird, mit „meiner Gegenwart zu beehren“; ich werde hinfahren. Und ich möchte dort sogar eine Rede halten, die ein Protest gegen dies moderne allgemeine Dummkopftum wäre. Der Vorwand ist gut. Aber um einen wirklich guten Artikel zu schreiben, fehlen mir Kraft und Stimmung

Auf bald, teurer Meister. Ihr alter Troubadour umarmt Sie.

Bagneres-de-Luchon, 12. Juli

Nun bin ich seit Sonntag abend hier, teurer Meister, und bin nicht heiterer als in Croisset, etwas weniger sogar, denn ich bin sehr untätig. Man macht soviel Lärm in dem Hause, in dem wir wohnen, daß es unmöglich ist, da zu arbeiten. Der Anblick der Spießbürger, die uns umgeben, ist mir übrigens unerträglich. Ich bin nicht zum Reisen geschaffen. Die geringste Störung ist mir lästig. Ihr alter Troubadour ist entschieden recht alt geworden! Doktor Lambron, der hiesige Arzt, schiebt meine nervöse Reizbarkeit auf übermäßigen Tabakgenuß. Aus Folgsamkeit will ich weniger rauchen; aber ich bezweifle sehr, daß meine Vernunft mich heilen wird.

Ich habe soeben Dickens Pickwickier gelesen. Kennen Sie die? Das Buch hat prachtvolle Stellen; aber was für eine mangelhafte Komposition! Das ist bei allen englischen Schriftstellern so. Walter Scott ausgenommen, fehlt es ihnen an Planmäßigkeit. Das ist unerträglich für uns Romanen.

Herr *** ist, wie es scheint, tatsächlich ernannt. Alle Leute, die mit dem Odeon zu tun haben, bei Ihnen angefangen, teurer Meister, werden bereuen,

ihn unterstützt zu haben. Ich, der ich Gott sei Dank nichts mehr mit diesem Institut zu tun habe, schere mich den Teufel darum.

Da ich einen Schmöker (Bouvard' und Pecuchet) beginnen will, der umfangreiche Vorstudien erfordert und ich mich nicht durch Bücher ruinieren will, so frage ich Sie, ob Sie in Paris irgendeinen Buchhändler kennen, der mir alle Bücher, die ich ihm bezeichne, leihweise überlassen würde?

Was machen Sie jetzt? Wir haben uns das letzte Mal wenig und flüchtig gesehen.

Dieser Brief ist stumpfsinnig. Aber man macht soviel Lärm über meinem Kopf, daß er mir brummt (der Kopf).

Trotz meiner Betäubung umarme ich Sie, ebenso die Ihren. Ihr alter Esel, der Sie liebt.

Croisset, Donnerstag

Teurer Meister!

In dem Brief, den ich vor einem Monat in Luchon von Ihnen bekommen habe, sagten Sie mir, daß Sie Ihr Bündel schnürten, und das war alles. Keine Nachrichten weiter! „Ich habe mir erzählen lassen“, wie der gute Brantome sagen würde, daß Sie in Caubourg waren! Wann kommen Sie von dort zurück?

Wo werden Sie dann hingehen? Nach Paris oder nach Nohant? Problem!

Was mich betrifft, so verlasse ich Croisset nicht vor dem 20. oder 25. September. Ich muß in meinen Angelegenheiten einige Streifzüge machen. Ich komme auch durch Paris. Schreiben Sie mir also nach der Rue Murillo.

Ich möchte Sie so gern sehen: 1. um Sie zu sehen; 2. um Ihnen den Heiligen Antonius vorzulesen, dann um Ihnen von einem anderen wichtigeren Buche zu sprechen usw. usw. und um über tausend andere Dinge eingehend unter vier Augen zu plaudern.

Montag nacht, Oktober 1872

Sie haben erraten, teurer Meister, daß mein Kummer sich verdoppelt hat, und Sie haben mir einen guten, zärtlichen Brief geschrieben, ich danke Ihnen, und ich umarme Sie noch inniger als gewöhnlich.

Obgleich ich den Tod des armen Théo vorausgesehen habe, hat er mich erschüttert. Nun ist der letzte von meinen intimen Freunden dahingegangen. Er schließt die Liste. Wen werde ich jetzt sehen, wenn ich nach Paris komme? Mit wem über die Dinge plaudern, die mich interessieren? Ich kenne Denker (wenigstens Leute, die man so nennt), aber wo ist ein Künstler?

Ich sage Ihnen, daß er an der „modernen Aaswirtschaft“ gestorben ist. Das war sein Wort, und er hat es mir diesen Winter mehrmals wiederholt: „Ich krepriere an der Kommune usw.“

Der 4. September hat eine Ordnung der Dinge eingeführt, nach der Menschen wie er nichts mehr in der Welt zu tun haben. Man darf von Orangenbäumen keine Äpfel verlangen. Die Luxusarbeiter sind überflüssig in einer Gesellschaft, wo die Plebs die Oberherrschaft hat. Wie sehr ich ihn vermisse! Er und Bouilhet fehlen mir furchtbar und nichts kann sie ersetzen. Er war außerdem so gut und was man auch sage, so einfach. Man wird später erkennen (wenn man sich jemals wieder mit Literatur beschäftigen wird), daß er ein großer Dichter war. Einstweilen ist er ein völlig unbekannter Schriftsteller.

Er hat zwei Antipathien gehabt: den Haß auf die Philister in seiner Jugend, der hat ihm Talent gegeben; den Haß auf den Pöbel in seinem reifen Alter, der hat ihn getötet. Er ist an unterdrücktem Zorn gestorben und an der Wut darüber, nicht sagen zu können, was er dachte. Er ist von Girardin, Fould, Dalloz und der gegenwärtigen Republik zu Boden gedrückt worden. Ich sage Ihnen das, weil ich grauenvolle Dinge gesehen habe und weil ich vielleicht der

einzig Mensch bin, dem er sich ganz anvertraut hat. Daß er ohne die Akademie sein mußte, ist ihm ein schrecklicher Kummer gewesen. Welche Schwäche! Und wie wenig muß er sich achten! Das Jagen nach irgendeiner Ehrung erscheint mir, nebenbei bemerkt, als ein Akt unbegreiflicher Bescheidenheit.

Ich war durch die Schuld Catulle Mendès, der mir zu spät ein Telegramm geschickt hat, nicht bei seiner Beerdigung. Es sind eine Masse Leute dagewesen. Ein Haufe von Schuften und Hanswürsten ist hingekommen, um Reklame für sich zu machen, wie gewöhnlich. Alles in allem beklage ich ihn nicht, ich beneide ihn. Denn offen gesagt, das Leben ist nicht amüsan.

Nein, ich halte das Glück nicht für möglich, wohl aber die Ruhe. Deshalb bleibe ich allem fern, was mich aufregt. Eine Reise nach Paris ist für mich jetzt eine große Sache. Sobald ich das Gefäß bewege, steigt die Hefe empor und stört alles. Das kleinste Gespräch mit irgendeinem Beliebigen greift mich an, weil ich alle Menschen idiotisch finde. Mein Gerechtigkeitsgefühl ist ständig in Aufruhr. Man spricht nur von Politik, und in welcher Weise! Wo gibt es eine Spur von Ideen? Woran soll man sich klammern? Wofür sich begeistern?

Ich halte mich dennoch nicht für ein Ungeheuer an Egoismus. Mein Ich verzettelt sich so in den Büchern, daß ich ganze Tage verbringe, ohne es zu fühlen. Ich habe allerdings schlimme Augenblicke, aber ich richte mich an der Erwägung wieder auf: „Mich kann wenigstens niemand dumm machen.“ Worauf ich mein Gleichgewicht wiederfinde. Ich habe durchaus das Gefühl, daß ich meinen natürlichen Weg gehe, bin ich aber auf dem richtigen?

Das Leben mit einer Frau, mich zu verheiraten, wie Sie mir raten, ist ein Horizont, den ich phantastisch finde. Warum? Das weiß ich nicht. Aber es ist so. Erklären Sie dies Problem! Das weibliche Wesen ist niemals in mein Dasein eingefügt gewesen, und dann bin ich auch nicht reich genug, und dann und dann ... ich bin zu alt, ... und dann zu anständig, um meine Person auf immer einer andern zur Last zu legen. Ich habe einen religiösen Kern in mir, den man nicht kennt. Wir werden über all das besser mündlich reden als in Briefen.

Ich werde Sie im Dezember in Paris sehen, aber in Paris wird man von den andern gestört. Ich wünsche Ihnen dreihundert Aufführungen für Mademoiselle de la Quintinie. Aber Sie werden viele Ärgernisse mit dem Odeon haben. Das ist ein Institut, durch das ich im vorigen Winter sehr gelitten habe.

Sooft ich aktiv geworden bin, hat man mir es verleidet. Aber genug, genug! „Verbirg dein Leben!“ Maxime des Epiktet. Mein ganzer Ehrgeiz ist jetzt, die Widerwärtigkeiten zu fliehen; dadurch bin ich davor sicher, anderen welche zu verursachen, und das ist viel.

Ich arbeite wie ein Wilder, ich studiere Medizin, Metaphysik, Politik, alles. Denn ich habe ein sehr umfassendes Werk unternommen, das viel Zeit erfordern wird, eine Aussicht, die mir angenehm ist.

Seit einem Monat warte ich von Woche zu Woche auf Turgenjeff. Die Gicht hält ihn immer zurück.

... 1872

Der Briefträger hat mir um fünf Uhr Ihre beiden Bücher gebracht. Ich will Manon sofort anfangen, denn ich bin sehr neugierig darauf.

Beunruhigen Sie sich nicht mehr um Ihren Troubadour (der einfach ein dummes Tier wird), aber ich hoffe mich wieder zu erholen. Ich habe schon häufiger düstere Zeiten gehabt und habe sie überwunden. Man wird alles gewohnt, die Langeweile und alles übrige.

Ich hatte mich schlecht ausgedrückt: Ich habe nicht gesagt, daß ich das „weibliche Gefühl“ verachte. Sondern daß die Frau, materiell ausgedrückt,

nie zu meinen Gewohnheiten gehört hat, was etwas ganz anderes ist. Ich habe mehr als sonst jemand geliebt, eine anmaßende Redensart, die bedeutet: „soviel wie ein anderer“ und vielleicht sogar mehr als der erste beste. Alle Zärtlichkeiten sind mir bekannt, die „Gewitter des Herzens“ haben mich mit „ihrem Regen getränkt“. Und dann hat sich durch Zufall, durch die Gewalt der Tatsachen, die Einsamkeit um mich allmählich vergrößert, und jetzt bin ich allein, ganz allein.

Mein Einkommen ist nicht groß genug, als daß ich mir eine Frau nehmen könnte, nicht einmal groß genug, um sechs Monate des Jahres in Paris zu leben: es ist mir also unmöglich, mein Leben anders einzurichten.

Wie, ich hätte Ihnen nicht gesagt, daß der Heilige Antonius seit dem vorigen Juni fertig ist? Was mir augenblicklich vorschwebt, ist eine beträchtlichere Sache, die den Ehrgeiz hat, komisch zu sein. Es würde zu lang sein, Ihnen das brieflich zu erklären. Wir werden Aug in Aug darüber sprechen.

Leben Sie wohl, Sie lieber, guter, anbetungswürdiger Meister, nehmen Sie die besten Grüße

Ihres Alten,

der noch immer empört ist wie der Heilige Polycarp.

Kennen Sie in der Weltgeschichte einschließlich der Geschichte der Botokuden, etwas Alberneres als die Rechte in der Nationalversammlung? Diese Herren, die das einfache und nichtssagende Wort Republik nicht schätzen, die Thiers zu fortschrittlich finden!!! O Tiefe! Rätsel! Träume!

Montag abend, 11 Uhr

Teurer Meister!

Diese Nacht und diesen Tag habe ich mit Ihnen verbracht. Ich hatte Nanon um vier Uhr morgens ausgelesen und Francia um drei Uhr nachmittags. Das tanzt noch alles in meinem Kopf herum. Ich will versuchen, meine Gedanken zu sammeln, um mit Ihnen über diese beiden ausgezeichneten Bücher zu sprechen. Sie haben mir wohl getan. Also Dank, lieber, guter Meister. Ja, das ist wie ein starker Windstoß und nach meiner Bewegtheit fühle ich mich neu belebt.

In Nanon hat mich zunächst der Stil bezaubert, durch tausend einfache und starke Dinge, die in das Gewebe des Werkes verflochten sind. Und dann habe ich auf nichts mehr geachtet, ich bin gepackt gewesen wie der gewöhnliche Leser. (Ich glaube aber nicht, daß der Gewöhnliche so bewundern kann wie ich.) Das Leben der Mönche, die ersten Be-

ziehungen zwischen Emilien und Nanon, die Furcht vor den Briganten und die Verhaftung Fructueux, die kitschig sein könnte und es doch nicht ist. Und dann Seite 113! Und wie schwierig es war, im Rhythmus zu bleiben! „Von diesem Tage an empfand ich Glück in allen Dingen und es war mir Freude, auf der Welt zu sein!“

„La Roche aux Fades“ ist eine ausgezeichnete Idylle. Man möchte das Leben dieser drei wackeren Leute teilen.

Ich finde, daß das Interesse etwas nachläßt, als Nanon sich in den Kopf setzt, reich zu werden. Sie wird zu stark, zu intelligent! Ich mag auch die Diebesepisode nicht. Die Rückkehr Emiliens mit seinem amputierten Arm hat mich wieder erschüttert, und ich habe auf der letzten Seite eine Träne vergossen, bei dem Porträt der Marquise de Franqueville, der Greisin.

Ich möchte die folgenden Zweifel äußern: Emilien scheint in politischer Philosophie sehr stark zu sein. Gab es zu jener Zeit Menschen, die von so hohen Standpunkten herabsahen? Der gleiche Einwand gegen den Prior, den ich im übrigen bezaubernd finde, besonders in der Mitte des Buches. Aber wie ist das alles gut komponiert, gepackt, packend, bezau-

bernd! Was sind Sie für ein Mensch!!! Welch eine Wucht!

Ich tätschele Ihnen die Wangen und gehe zu Francia über. Ein anderer Stil, aber nicht weniger gut. Und im Anfange bewundere ich Ihren Dodore ungeheuer. Es ist das erste Mal, daß man einen echten Pariser Strolch gestaltet hat; er ist weder zu großmütig, noch zu wüst, noch zu operettenhaft. Das Gespräch mit seiner Schwester, als er einwilligt, daß sie eine ausgehaltene Frau wird, ist eine schöne Kraftprobe. Ihre Frau de Thievre mit ihrem Kaschmirschal, den sie um ihre fetten Schultern legt, ist ganz Restaurationszeit! Und der Onkel, der dem Neffen sein Verhältnis wegschnappen will! Und Antoine, der gute dicke Klempnermeister, diese feine Bühnenfigur! Der Russe ist ein einfacher, ein natürlicher Mensch, was nicht leicht zu erzielen ist.

Als ich sah, wie Francia ihm den Dolch ins Herz stieß, runzelte ich anfangs die Stirn und fürchtete, es sei eine klassische Rache, die den entzückenden Charakter dieses wackeren Mädchens unnatürlich machte. Aber durchaus nicht! Ich täuschte mich, dieser unbewußte Mord rundet das Bild Ihrer Heldin ab.

Was mir an diesem Buch besonders auffällt, ist, daß es sehr geistreich und sehr gerecht ist. Man steht vollkommen in der damaligen Zeit.

Ich danke Ihnen aus tiefstem Herzen für diese doppelte Lektüre. Sie hat mich erfrischt. Es ist also noch nicht alles tot! Es gibt noch Schönes und Gutes in der Welt.

Mittwoch, Dezember 1872

Teurer Meister!

Ich beanstande einen Satz Ihres letzten Briefes: „Der Verleger würde Geschmack haben, wenn das Publikum Geschmack hätte, oder wenn das Publikum ihn zwänge, Geschmack zu haben.“ Aber das heißt das Unmögliche verlangen. Sie haben literarische Ideen, glauben Sie mir, genau wie die Herren Theaterdirektoren. Die einen wie die andern behaupten, sich darauf zu verstehen, und da ihre Ästhetik sich mit ihrem Merkantilismus mischt, so ergibt es ein hübsches Resultat.

Nach den Verlegern ist Ihr letztes Buch stets minderwertiger als das vorhergehende! Ich lasse mich hängen, wenn das nicht wahr ist! Warum bewundert Levy wohl Ponsard und Octave Feuillet mehr als den alten Dumas und Sie? Levy ist akademisch. An mir hat er mehr Geld verdient als an Cuvillier-Fleury, nicht wahr? Nun ziehen Sie einmal eine Parallele zwischen uns beiden, was die Aufnahme betrifft. Sie wissen ja, daß er von den Letzten

Liedern nicht mehr als zwölfhundert Exemplare hat verkaufen wollen, die übrigen achthundert liegen bei meiner Nichte in der Rue de Clichy auf dem Heuboden! Es ist sehr engherzig von mir, das gebe ich zu. Aber ich gestehe, daß dies Vorgehen mich einfach rasend gemacht hat. Mir deucht, meine Prosa könnte von einem Mann, der durch mich etliche Sou verdient hat, mehr respektiert werden.

Da ich mit besagtem Michel nicht wieder reden will, so wird mein Neffe an meiner Stelle mit ihm abrechnen. Ich werde ihm den Druck der Letzten Lieder bezahlen, und dann werde ich jede Beziehung zu ihm lösen.

Warum gibt man in dieser abscheulichen Zeit etwas heraus? Um Geld zu verdienen? Welch ein Hohn! Als wenn Geld ein Lohn für Arbeit wäre und sein könnte! Das kann es erst sein, wenn man die Spekulation zerstört hat. Vorher nicht. Und wie soll man die Arbeit messen, wie die Anstrengung abschätzen? Bleibt also der kommerzielle Wert des Werkes. Dafür müßte man jeden Zwischenhändler zwischen Erzeuger und Käufer ausschalten, und wenn das geschähe, so wäre diese Frage doch an sich unlöslich. Denn ich schreibe (ich spreche von einem Autor, der Selbstachtung hat) nicht für den Leser von heute, sondern für alle Leser, die kommen können,

so lange die Sprache lebt. Meine Ware kann also nicht jetzt aufgebraucht werden, denn sie ist nicht ausschließlich für meine Zeitgenossen hergestellt. Meine Leistung ist mithin unbestimmt und infolgedessen nicht bezahlbar.

Warum also veröffentlicht man etwas? Um verstanden, umjubelt zu werden? Aber selbst Sie, Sie große George Sand, geben Ihre Einsamkeit zu.

Gibt es heute, ich sage nicht Bewunderung oder Sympathie, sondern eine Spur von etwas Aufmerksamkeit für Kunstwerke? Welcher Kritiker liest das Buch, das er zu rezensieren hat?

In zehn Jahren wird man vielleicht kein Paar Schuhe mehr machen können, so entsetzlich borniert wird man. Mit dem allen will ich Ihnen nur sagen, daß ich bis auf bessere Zeiten (an die ich nicht glaube) den Heiligen Antonius im Schrank behalte.

Wenn ich ihn erscheinen lasse, möchte ich, daß er gleichzeitig mit einem ganz andersartigen Buch herauskommt. Ich arbeite jetzt an einem, das als Gegenstück dienen könnte. Schlußfolgerung: das klügste ist, sich ruhig zu verhalten.

Warum sucht Duquesnel nicht den General Ladmiraunt, Jules Simon, Thiers auf? Mir scheint, diese Maßnahme geht ihn an. Was ist die Zensur für eine schöne Sache! Beruhigen wir uns, sie wird stets

existieren, weil sie stets existiert hat! Hat nicht unser Freund Alexandre Dumas Sohn, um ein nettes Paradoxon aufzustellen, in dem Vorwort zur Kameliendame ihre Wohltaten gerühmt?

Und Sie wollen, ich soll nicht traurig sein! Ich glaube, daß wir bald wieder schauerliche Dinge erleben werden, dank dem albernen Eigensinn der Rechten. Die guten Normannen, die konservativsten Leute der Welt, neigen sehr stark zur Linken.

Wenn man jetzt die Bourgeoisie fragte, so würde sie den alten Thiers zum König von Frankreich machen. Würde Thiers beseitigt, so würde sie sich Gambetta in die Arme werfen, und ich fürchte, sie wirft sich bald hinein.

Ich tröste mich mit dem Gedanken, daß ich nächsten Donnerstag 51 Jahre alt werde.

Wenn Sie im Februar nicht nach Paris kommen sollten, werde ich Sie Ende Januar besuchen, bevor ich nach Monceau zurückkehre; ich nehme es mir fest vor.

Die Prinzessin hat mir geschrieben und mich gefragt, ob Sie in Nohant seien. Sie will Ihnen schreiben.

Meine Nichte Caroline, der ich Nanon zu lesen gegeben habe, ist entzückt davon. Überrascht hat sie die „Jugend“ des Buches. Das Urteil erscheint mir

richtig. Es ist ein großes Werk, ebenso wie Francia, das, obwohl es einfacher ist, vielleicht als Buch noch gelungener, noch unantastbarer ist.

Ich habe in dieser Woche den „Berühmten Doktor Mattheus“ von Erckmann-Chatrion gelesen. Das ist eine Lümmelei! Das sind zwei Kerle mit recht plebejischer Seele.

Leben Sie wohl, lieber, guter Meister. Ihr alter Troubadour umarmt Sie.

Ich denke immer an Théo, über diesen Verlust kann ich mich nicht trösten.

Mittwoch, 13. Dezember 1872

Werden Sie mir mein langes Zögern verzeihen, teurer Meister? Aber ich habe das Gefühl, meine ewigen Jeremiaden müssen Sie langweilen. Ich käue wieder wie ein Scheik! Ich werde zu albern. Ich langweile alle Leute. Kurz, Ihr Strohkopf ist ein unerträglicher Kerl geworden, weil er alles unerträglich findet. Und da ich nichts dabei tun kann, muß ich aus Rücksicht auf die andern ihnen die Ausflüsse meiner Galle ersparen.

Seit sechs Monaten besonders weiß ich nicht, was mir ist. Aber ich fühle mich ernstlich krank, ohne etwas genaues sagen zu können, und ich kenne viele Leute, die in dem gleichen Zustande sind. Warum? Wir

leiden vielleicht an der Frankreichkrankheit; hier in Paris, wo Frankreichs Herz schlägt, fühlt man es besser als in den andern Theilen, in der Provinz.

Ich versichere Ihnen, daß augenblicklich alle Leute in Unruhe und Erregung sind. Unser Freund Renan ist einer der Verzweifeltsten und der Prinz Napoleon denkt genau wie er. Die haben aber doch solide Nerven. Ich dagegen bin von einer ausgeprägten Hypochondrie befallen. Man müßte sich abfinden, und ich finde mich nicht ab.

Ich arbeite soviel ich kann, um nicht an mich denken zu müssen. Aber da ich ein Buch plane, das durch die Schwierigkeiten der Ausführung absurd ist, so kommt das Gefühl meiner Unfähigkeit zu meinem Kummer hinzu.

Sagen Sie mir nicht mehr, daß „die Torheit heilig ist wie alle Kindereien“, denn die Torheit birgt keinen Keim. Lassen Sie mich glauben, daß die Toten „nicht mehr forschen“ und daß sie Ruhe haben. Man wird auf der Erde soviel gequält, daß man Ruhe finden müßte, wenn man darunter ist. Ach, wie ich Sie beneide, wie gern ich Ihre Heiterkeit besäße. Ganz abgesehen von allem übrigen, und von Ihren beiden lieben Kleinen, die ich zärtlich umarmè, ebenso wie Sie.

Dienstag, 12. März 1873

Teurer Meister!

Wenn ich nicht bei Ihnen bin, hat der große Turgenjeff die Schuld. Ich rüstete mich, nach Nohant zu fahren, als er mir sagte: „Warten Sie, Anfang April komme ich mit.“ Das war vor vierzehn Tagen. Morgen werde ich ihn bei Frau Viardot sehen, und ich werde ihn bitten, einen früheren Zeitpunkt anzusetzen, denn ich beginne ungeduldig zu werden. Ich empfinde das Bedürfnis, Sie zu sehen, Sie zu umarmen, und mit Ihnen zu plaudern. Das ist die Wahrheit.

Ich komme allmählich wieder ins Gleichgewicht. Was ist seit vier Monaten mit mir gewesen? Welche Verwirrung ging in den Tiefen meines Ichs vor sich? Ich weiß es nicht. Sicher ist nur, daß ich sehr krank gewesen bin. Aber jetzt geht es mir besser. Seit dem 1. Januar gehören mir Madame Bovary und Salamambo und ich könnte sie verkaufen. Ich tue nichts in der Sache, denn ich will lieber Geld entbehren, als meine Nerven zerstören. Das ist Ihr alter Troubadour.

Ich lese alle möglichen Bücher und mache mir Notizen für meinen großen Schmöker, der fünf oder sechs Jahre erfordern wird, und ich plane noch zwei oder drei andere. Das sind Ideen auf lange hinaus, was die Hauptsache ist.

Die Kunst leidet weiter „an der Auszehrung“, wie Prudhomme sagt, und für Leute von Geschmack ist kein Platz mehr in der Welt. Man muß sich wie das Rhinoceros in die Einsamkeit zurückziehen und seinen Tod erwarten.

Donnerstag, 20. März 1873

Teurer Meister!

Der große Turgenjeff verläßt mich soeben und wir haben einen feierlichen Schwur getan. Am 12. April, Ostersonnabend, werden Sie uns zum Mittagessen bei sich sehen.

Es ist keine Kleinigkeit, so weit zu kommen. Da er schwer zu irgend etwas zu bringen ist.

Was mich betrifft, so hätte mich nichts gehindert, schon morgen abzureisen. Aber unser Freund scheint mir wenig Freiheit zu genießen, und ich selbst bin in der ersten Woche des April verhindert.

Ich gehe heute abend auf zwei Kostümbälle. Nun sagen Sie noch, daß ich nicht jung bin.

Tausend Grüße von Ihrem alten Troubadour, der Sie umarmt.

Lesen Sie als Beispiel des modernen Gestanks in der letzten Nummer des *Vie Parisienne* den Artikel über Marion Delorme. Das könnte man einrahmen, wenn man überhaupt etwas Stinkendes einrahmen will. Aber augenblicklich achtet man nicht darauf.

Es sind erst fünf Tage seit unserer Trennung und ich sehne mich wie ein Tier nach Ihnen. Ich sehne mich nach Aurora und dem ganzen Hause, bis zu Fadet hinab. Ja wirklich, man hat es so gut bei Ihnen! Sie sind so gut und so geistvoll!

Warum kann man nicht zusammen leben? Warum ist das Leben immer schlecht eingerichtet? Maurice scheint mir der Typ des menschlichen Glücks zu sein. Was mangelt ihm? Sicher hat er keinen größeren Neider als mich.

Ihre beiden Freunde, Turgenjeff und der Strohkopf, haben hierüber philosophiert, von Nohant bis Chateau-roux, sehr bequem in Ihrem Wagen mit den zwei guten Pferden sitzend. Es leben die Postillone von La Chatre! Aber der Rest der Reise ist sehr unerfreulich gewesen, wegen der Gesellschaft in unserm Kupee. Ich habe mich durch starke Schnäpse darüber getröstet, denn der gute Moskowit hatte eine Flasche ausgezeichneten Schnaps mit. Uns war beiden das Herz etwas schwer. Wir sprachen nicht, wir schiefen nicht.

Wir haben hier Blödsinn in voller Blüte vorgefunden. O mein Gott, mein Gott, wie angreifend ist es, in einer solchen Zeit zu leben! Sie machen sich keine Vorstellung von der Flut des Wahnsinns, in der man sich

befindet. Wie gut tun Sie daran, fern von Paris zu leben!

Ich habe mich wieder an meine Lektüre gemacht, und in etwa acht Tagen werde ich meine Ausflüge in die Umgegend beginnen, um eine Gegend zu entdecken, die meinen beiden Helden als Rahmen dienen kann. Darauf, gegen den 12. oder 15. werde ich in mein Haus am Wasser zurückkehren. Ich habe große Lust, diesen Sommer endlich nach Saint Gervais zu gehen, um mich zu erholen und meine Nerven aufzukräuseln. Seit zehn Jahren finde ich immer einen Vorwand, mich dem zu entziehen. Es wäre aber Zeit, sich zu enthäblichen, nicht weil ich den Ehrgeiz hätte, durch meine physischen Reize zu gefallen und zu verführen, sondern weil ich mir selber zu sehr mißfalle, wenn ich mich im Spiegel betrachte. Je älter man wird, desto mehr muß man sich pflegen.

Heute abend werde ich Frau Viardot sehen, ich werde rechtzeitig hingehen, und wir werden von Ihnen plaudern.

Wann werden wir uns jetzt wiedersehen? Da No-hant weit von Croisset ist?

Ihnen, lieber, teurer Meister, meine herzlichsten Grüße!

Gustave Flaubert,

alias genannt der Strohkopf der Barnabiten,
Beichtvater der enttäuschten Frauen.

Croisset, Freitag, 5. September 1873

Bei meiner Ankunft gestern habe ich Ihren Brief vorgefunden, lieber, guter Meister. Bei Ihnen geht also alles gut, Gott sei Dank.

Ich habe den ganzen Mai mit Umherstreifen verbracht, denn ich war in Dieppe, in Paris, in Saint Gratien, in la Brie und la Beauce, um eine bestimmte Landschaft zu finden, die ich im Kopf habe und die ich endlich in der Umgebung von Houdan gefunden zu haben glaube. Aber bevor ich mich an meinen erschreckenden Schmöker mache, werde ich auf dem Wege, der von La Loupe nach Laigle führt, noch eine letzte Nachforschung anstellen. Dann aber ade!

Das Vaudevilletheater führt sich gut ein. Carvalho ist bisher entzückend. Seine Begeisterung ist sogar so stark, daß ich nicht ohne Besorgnis bin. Man muß an die guten Franzosen denken, die „Nach Berlin“ riefen! und die so nette Prügel bekommen haben.

Besagter Carvalho ist nicht nur von dem Schwachen Geschlecht befriedigt, sondern er will, daß ich sofort eine andere Komödie schreibe, deren Entwurf ich ihm gezeigt habe und die er nächsten Winter spielen möchte. Ich finde die Sache nicht reif genug, um sie schon gestalten zu können. Andererseits möchte ich sie wohl von der Seele haben, bevor ich die Geschichte von meinen beiden Biedermännern anfangen. Inzwischen

lese ich weiter und mache mir Notizen.

Sie wissen sicher nicht, daß man das Stück von Coetlogon ausdrücklich verboten hat, weil es das Kaiserreich kritisiert. Das ist die Antwort der Zensur. Da ich im Schwachen Geschlecht einen alten, etwas lächerlichen General habe, bin ich nicht ohne Besorgnis. Was für eine schöne Sache ist die Zensur! Grundsatz: alle Regierungen verabscheuen die Literatur, die Macht liebt keine andere Macht.

Wenn man verboten hat, Mademoiselle de la Quintinie zu spielen, so sind Sie zu stoisch gewesen, lieber Meister, oder zu gleichgültig. Man muß immer gegen die Ungerechtigkeit und die Dummheit protestieren, schreien, toben und schäumen, wenn man es kann. Ich an Ihrer Stelle und mit Ihrer Autorität hätte einen Höllenlärm gemacht. Ich finde auch, der alte Hugo hat unrecht, daß er wegen des Roi s'amuse schweigt. Er setzt seine Persönlichkeit oft bei weniger passenden Gelegenheiten ein.

In Rouen hat man Umzüge veranstaltet, aber die Wirkung war völlig verfehlt, und das Ergebnis ist bedauerlich für die Verschmelzung. Welch ein Unglück! Unter den Torheiten unserer Zeit ist diese (die Verschmelzung) vielleicht die größte. Ich würde nicht erstaunt sein, wenn wir den kleinen Thiers wiedersähen. Andererseits sind viele Rote aus Furcht

vor der klerikalen Reaktion zum Bonapartismus übergegangen. Man muß eine gute Dosis Naivität haben, um irgendeine politische Überzeugung zu behalten.

Haben Sie den Antichrist gelesen? Ich finde, es ist ein schönes Buch, abgesehen von einigen Geschmacksfehlern, modernen Ausdrücken, die auf antike Dinge angewendet sind. Renan scheint übrigens Fortschritte zu machen. Ich habe kürzlich einen ganzen Abend mit ihm verbracht und habe ihn anbetungswürdig gefunden.

Sonntag, Juli 1873.

Ich bin nicht wie Herr von Vigny, ich liebe nicht „den Klang des Hornes in den Wäldern“. Seit zwei Stunden mordet mich ein Esel, der auf der Insel mir gegenüber steht, mit seinem Instrument. Dieser Elende verdirbt mir die Sonne und raubt mir die Freude, den Sommer zu genießen. Denn es ist jetzt herrliches Wetter, ich aber platze vor Zorn. Ich möchte aber doch ein wenig mit Ihnen plaudern, lieber Meister.

Zunächst meinen Glückwunsch zu Ihren siebenzig Jahren, die mir kraftvoller erscheinen, als die zwanzig Jahre sehr vieler anderer. Was haben Sie für ein herkulisches Temperament! In einem gefrorenen Fluß baden ist eine Kraftprobe, die mich verblüfft

und das Zeichen eines Fonds von Gesundheit, der für Ihre Freunde beruhigend ist. Leben Sie lange! Pflegen Sie sich für Ihre lieben Enkelkinder, für den guten Maurice, auch für mich, für die ganze Welt, und ich würde hinzufügen: für die Literatur, wenn ich nicht Ihre stolze Verachtung fürchtete.

Mein Gott, noch immer das Waldhorn! Es ist zum Wahnsinnigwerden! Ich möchte den Flurschützen rufen.

Ich teile Ihre Verachtung nicht, und ich kenne „das Vergnügen, nichts zu tun“, wie Sie es nennen, ganz und gar nicht. Sobald ich kein Buch mehr unter der Feder habe oder davon träume, eins zu schreiben, fühle ich eine Langeweile, daß ich weinen könnte. Das Leben erscheint mir wirklich nur erträglich, wenn man es beiseiteschiebt. Oder man müßte sich ausschweifenden Genüssen hingeben ... und dennoch!

Ich habe also das Schwache Geschlecht fertig, das gespielt werden wird. Und zwar, wie Carvalho versprochen hat, im Januar, wenn die Zensur Sardous Oncle Sam freigibt. Im entgegengesetzten Falle im November.

Da ich mich in den sechs Wochen daran gewöhnt habe, die Dinge theatralisch zu sehen, im Dialog zu denken, so habe ich mich wahrhaftig daran gemacht,

den Entwurf zu einem neuen Stück aufzubauen, das den Titel hat: „Der Kandidat“. Mein geschriebener Plan umfaßt zwanzig Seiten. Aber ich habe niemanden, dem ich ihn zeigen kann. Ich muß ihn also leider Gottes in einer Schublade liegen lassen und mich wieder an meinen Schmöker machen. Ich lese die Geschichte der Medizin, von Daremberg, die mir viel Spaß macht, und habe den Essay über die Verstandesfähigkeiten von Garnier, den ich sehr albern finde, zu Ende gelesen. Das ist meine Beschäftigung.

Es scheint sich zu beruhigen. Ich atme auf.

Ich weiß nicht, ob man in Nohant soviel vom Schah spricht wie in unserer Gegend. Die Begeisterung war groß. Es fehlte nicht viel, so hätte man ihn zum Kaiser ausgerufen. Sein Aufenthalt in Paris hat auf die handeltreibende, die kaufmännische und die Arbeiterklasse einen monarchischen Einfluß ausgeübt, von dem Sie sich keinen Begriff machen, und den Herren Geistlichen geht es gut, sehr gut sogar.

Auf der andern Seite des Horizonts die Greuel, die in Spanien begangen werden. So daß das Gesamtbild der Menschheit weiter sehr reizend ist.

Croisset, Donnerstag, ... 1872

Was auch geschehe, der Katholizismus wird einen furchtbaren Schlag bekommen, und wenn ich fromm

wäre, würde ich meine Zeit damit hinbringen, vor einem Kruzifix unablässig zu wiederholen: „Erhalte uns die Republik, o mein Gott!“

Aber man hat Angst vor der Monarchie. Um ihrer selbst willen und wegen der Reaktion, die darauf folgen würde. Die öffentliche Meinung ist durchaus gegen sie. Die Berichte der Herren Präfekten sind beunruhigend; die Armee ist in Republikaner und Bonapartisten geteilt; die Handelswelt von Paris hat sich gegen Heinrich V. ausgesprochen. Das sind die Nachrichten, die ich aus Paris mitbringe, wo ich zehn Tage gewesen bin. Kurz, teurer Meister, ich glaube, jetzt werden sie den kürzeren ziehen! Amen!

Ich rate Ihnen, die Broschüre von Cathelineau und Ségur zu lesen. Das ist sonderbar! Man sieht deutlich die Basis. Diese Leute glauben sich im 12. Jahrhundert.

Was Strohkopf betrifft, so hat Carvalho ihm Änderungen vorgeschlagen, die er abgelehnt hat (Sie wissen, Strohkopf ist zuweilen nicht sehr bequem). Besagter Carvalho hat schließlich eingesehen, daß es unmöglich ist, an dem Schwachen Geschlecht etwas zu ändern, ohne die ganze Idee des Stückes zu verpfuschen. Aber er möchte zuerst den Kandidaten spielen, der noch nicht geschrieben ist und der ihn begeistert —

natürlich. Wenn die Sache fertig, durchgesehen und korrigiert ist, will er ihn vielleicht nicht mehr. Kurz, nach Onkel Sam wird der Kandidat gespielt werden, wenn er fertig ist. Wenn nicht, das Schwache Geschlecht.

Übrigens lache ich darüber, da ich Lust habe, mich an meinen Roman zu machen, der mich mehrere Jahre beschäftigen wird. Und dann fällt mir der Theaterstil allmählich auf die Nerven. Diese kurzen Sätze, dies dauernde Sprühen reizt mich wie Selterwasser, das anfangs gut schmeckt und einem schließlich doch faulig vorkommt. Bis zum Januar werde ich also möglichst guten Dialog schreiben, dann aber adieu! Ich kehre zu ernstern Dingen zurück.

Ich freue mich, daß ich Sie mit Strohkopfs Biographie etwas belustigt habe. Aber ich finde sie hybrid, und Strohkopfs Charakter hält nicht Stich. Ein im geistlichen Rat so feiner Mann hat nicht so viele literarische Vorurteile. Die Archäologie ist überzählig. Sie gehört zu einer andern Art von Geistlichkeit. Vielleicht fehlt ein Übergang. Das ist meine demütige Kritik.

In einem Theaterblatt stand, Sie seien in Paris; es war eine vergebliche Freude, lieber, guter Meister; ich bete Sie an und umarme Sie.

12. Dezember 1872

Lieber, guter Meister!

Beunruhigen Sie sich nicht über Levy! und sprechen wir nicht mehr davon! Er ist nicht wert, unsere Gedanken eine Minute zu beschäftigen. Er hat mich tief verletzt an einer empfindlichen Stelle, dem Andenken meines armen Bouilhet! Das ist nicht wieder gutzumachen. Ich bin kein Christ, und die Heuchelei der Verzeihung ist mir unmöglich. Ich habe nur keinen Grund mehr, ihn aufzusuchen. Das ist alles. Ich möchte ihn sogar nie wiedersehen. Amen!

Nehmen Sie die Übertreibungen meines Grimms nicht zu ernst. Glauben Sie nicht, daß ich „auf die Nachwelt rechne, um mich für die Gleichgültigkeit meiner Zeitgenossen zu rächen“. Ich habe nur das eine sagen wollen: Wenn man sich nicht an die Menge wendet, ist es gerecht, daß die Menge einen nicht bezahlt. Das ist politische Ökonomie. Nun behaupte ich, man kann ein Kunstwerk (das dieses Namens würdig und nach bestem Gewissen geschaffen worden ist), nicht abschätzen, es hat keinen Handelswert, es kann sich nicht bezahlt machen. Schlußfolgerung: wenn der Künstler keine Renten hat, muß er Hungers sterben! Man findet; daß der Schriftsteller, weil er kein Jahresgehalt mehr von den Großen bekommt, viel freier, viel vornehmer

sei. Seine ganze gesellschaftliche Vornehmheit besteht jetzt darin, daß er einem Spießbürger gleichsteht. Welch ein Fortschritt. Was mich betrifft, so sagen Sie: „Seien wir logisch!“ Aber das ist eben die Schwierigkeit.

Ich bin durchaus nicht überzeugt, gute Sachen zu schreiben, bin auch nicht überzeugt, daß das Buch, das mir jetzt vorschwebt, gelingt, was mich nicht hindert, es zu schreiben. Ich glaube, daß der Gedanke originell ist, nichts weiter. Und da ich außerdem die Galle, die mich erstickt, hineinspritze, das heißt, einige Wahrheiten verzapfen will, so hoffe ich, durch dies Mittel mich zu reinigen und dann mehr Olympier zu sein, eine Eigenschaft, die mir vollkommen fehlt. O, wie gern möchte ich mich bewundern!

Wieder ein Todesfall, ich habe vorigen Montag der Beerdigung des alten Pouchet beigewohnt. Das Leben dieses Mannes ist sehr schön gewesen, und ich habe ihn beweint.

Ich trete heute in mein zweiundfünfzigstes Jahr; ich möchte Sie heute umarmen, und das tue ich zärtlich, da Sie mich so sehr lieben.

Dezember 1873

Da ich einen Augenblick Ruhe habe, benutze ich ihn, um ein wenig mit Ihnen zu plaudern, lieber,

guter Meister. Umarmen Sie vor allem in meinem Namen all die Ihren und nehmen Sie meine besten Wünsche für ein gutes neues Jahr.

Hören Sie also, wie es Ihrem Strohkopf geht.

Strohkopf ist sehr beschäftigt, aber heiter und sehr ruhig, was jeden Menschen in Erstaunen setzt. Ja, so ist es. Keine Empörung! Kein Aufschäumen! Die Proben zum Kandidaten haben begonnen, und die Sache wird Anfang Februar auf den Brettern erscheinen. Carvalho macht einen sehr befriedigten Eindruck. Trotzdem hat er veranlaßt, zwei Akte in einen zusammenzuziehen, wodurch der erste Akt unermeßlich lang wird.

Ich habe diese Arbeit in zwei Tagen ausgeführt und Strohkopf war auf der Höhe. Er hat im ganzen seit Donnerstag früh (Weihnachtsabend) bis Sonnabend sieben Stunden geschlafen, und es geht ihm gut.

Wissen Sie, was ich tun will, um meinen religiösen Charakter zu vervollständigen? Ich will Pate werden. Frau Charpentier ist in ihrer Begeisterung für den Heiligen Antonius zu mir gekommen und hat mich gebeten, das Kind, das sie zur Welt bringt, Antonius nennen zu dürfen. Ich lehnte es ab, diesem jungen Christen den Namen eines so vielgeprüften Mannes aufzuerlegen, aber ich habe die Ehre, die man mir antun wollte, annehmen müssen.

Stellen Sie sich meinen alten Zylinder bei dem Taufbecken, neben dem Popen, der Amme und den Eltern vor! O Zivilisation, das sind deine Schläge! Gute Manieren, das sind eure Erfordernisse!

Ich bin am Sonntag zum Zivil-Begräbnis von Francois-Victor Hugo gewesen, welche Menschenmasse! Und nicht ein Schrei, nicht die kleinste Unordnung! Tage wie jener sind böse für den Katholizismus. Der arme alte Hugo (ich konnte mir nicht versagen, ihn zu umarmen) war sehr gebrochen, aber stoisch.

Was sagen Sie zum Figaro, der ihm den Vorwurf macht, er habe bei der Beerdigung seines Sohnes einen weichen Hut aufgehabt!

Was die Politik betrifft, so wird es ruhig. Der Prozeß Bazaine gehört zur alten Geschichte. Nichts kann die zeitgenössische Demoralisation besser kennzeichnen als die Gnade, die diesem Schuft zuteil wird. Übrigens ist das Recht der Gnade (wenn man von der Theologie ausgeht) eine Ableugnung der Gerechtigkeit. Mit welchem Recht kann ein Mensch die Vollziehung des Gesetzes verhindern?

Die Bonapartisten hätten ihn laufen lassen sollen; aber weit gefehlt: sie haben ihn erbittert verteidigt, voll Haß gegen den 4. September. Warum betrachten sich alle Parteien als Spießgesellen der Spitzbuben,

von denen sie gerupft werden? Weil alle Parteien verrucht, dumm, ungerecht, blind sind!

Was übrigens die Kirche betrifft: Ich habe, was ich nie getan habe, den Essai über die Gleichgültigkeit von Lamennais ganz gelesen. Ich kenne jetzt, und zwar aus dem Grunde, all die ungeheuren Schwätzer, die auf das 19. Jahrhundert einen unheilvollen Einfluß gehabt haben. Behaupten, daß das Kriterium des Richtigen im gesunden Menschenverstand liegt, anders ausgedrückt: in der Mode und der Gewohnheit, hieß das nicht dem allgemeinen Wahlrecht den Weg bereiten, das nach meiner Ansicht die Schande des menschlichen Geistes ist?

Ich habe soeben auch die Christin von Abbé Bautain gelesen. Sonderbares Buch für einen Romantiker. Man spürt seine Zeit, sein modernes Paris. Um mich zu säubern, habe ich ein Buch Garcin de Tassys über die hindostanische Literatur verschlungen. Darin wenigstens konnte ich aufatmen.

Sie sehen, daß Ihr alter Strohkopf nicht völlig vom Theater verdummt ist. Übrigens kann ich mich über das Vaudevilletheater nicht beklagen. Alle Leute sind höflich und pünktlich! Wie anders als beim Odeon!

Unser Freund Chennevières ist jetzt unser Oberherr, da ja die Theater zu seinem Ressort gehören. Die Artisten sind bezaubert.

Ich sehe den Moskowiter jeden Sonntag. Es geht ihm sehr gut, und ich liebe ihn immer mehr.

Der Heilige Antonius wird Ende Januar in Fahnen gesetzt werden.

Leben Sie wohl, teurer Meister! Wann werden wir uns wiedersehen? Nohant ist sehr fern, und ich werde diesen ganzen Winter sehr beschäftigt sein.

Sonntag abend, 7. Februar 1874

Ich habe endlich einen Augenblick für mich, teurer Meister; also plaudern wir ein wenig.

Ich habe von Turgenjeff erfahren, daß es Ihnen jetzt sehr gut geht. Das ist das Wichtigste. Nun will ich Ihnen von dem ausgezeichneten Strohkopf erzählen.

Ich habe gestern das letzte Imprimatur für den Heiligen Antonius gegeben. Aber besagter Schmöker wird nicht vor dem 1. April erscheinen (als Aprilscherz?) wegen der Übersetzungen. Es ist fertig, ich denke nicht mehr daran. Der Heilige Antonius gehört für mein Teil der Erinnerung an. Aber ich verhehle Ihnen durchaus nicht, daß ich eine Viertelstunde lang sehr traurig gewesen bin, als ich die erste Korrektur betrachtet habe. Es fällt doch schwer, sich von einem alten Gefährten zu trennen!

Was den Kandidaten betrifft, so wird er, denke ich, zwischen dem 20. und 25. dieses Monats gespielt werden. Da dieses Stück mich sehr geringe An-

strengungen gekostet hat und ich ihm keine große Bedeutung beilege, bin ich wegen des Ergebnisses ziemlich ruhig.

Carvalhos Abschied ist mir einige Tage lang sehr unangenehm und aufregend gewesen. Aber sein Nachfolger Cormon ist voll Eifer. Ich kann ihn bis jetzt nur rühmen, wie übrigens auch alle andern. Die Leute vom Vaudevilletheater sind reizend. Ihr alter Troubadour, den Sie sich aufgeregt und in ständiger Wut vorstellen, ist sanft wie ein Lamm und sogar gutmütig! Ich habe zuerst alle Änderungen gemacht, die man verlangt hat, dann hat man den ursprünglichen Text wiederhergestellt. Aber ich habe dann von selbst gestrichen, was mir zu lang erschien, und es geht gut, sehr gut. Delannoy und Saint Germain haben ausgezeichnete Gesichter und spielen wie Götter. Ich glaube, es wird gehen.

Eines ärgert mich. Die Zensur hat die Rolle des kleinen Legitimisten gestrichen, so daß das Stück, das in einem Geist völliger Unparteilichkeit gehalten war, jetzt den Reaktionären zu Munde redet: eine Wirkung, die mich kränkt. Denn ich will den politischen Leidenschaften keines Menschen dienen, wer es auch sei, da ich ja, wie Sie wissen, jeden Dogmatismus, jedes Parteiwesen hasse.

Der gute Alexandre Dumas hat also den Sprung gemacht. Er gehört nunmehr zur Akademie. Ich finde ihn sehr bescheiden. Man muß es sein, wenn man sich durch diese Ehrungen geehrt fühlt.

Sonntag abend, März 1874

Lieber Meister!

Die Premiere des Kandidaten ist auf nächsten Freitag festgesetzt, falls es nicht Sonnabend oder Montag der 9. wird. Sie ist durch die Erkrankung Delannoys und durch den Onkel Sam verzögert worden, denn man mußte warten, bis der Onkel Sam weniger als fünfzehnhundert Franken einbrachte.

Ich glaube, daß mein Stück sehr gut gespielt werden wird, das ist alles, denn über alles andere mache ich mir keine Gedanken, und wegen des Ergebnisses bin ich sehr ruhig, eine Gleichgültigkeit, die mich sehr erstaunt. Wenn ich nicht von Leuten belästigt würde, die mich um Billette bitten, würde ich vollkommen vergessen, daß ich bald auf den Brettern erscheinen und mich trotz meinem Alter dem Hohngelächter der Menge aussetzen werde. Ist es Stoizismus oder Müdigkeit?

Ich habe einen Katarrh gehabt und habe ihn noch, er hat bei Ihrem Strohkopf eine allgemeine Abspannung hervorgerufen, begleitet von einer heftigen

(oder vielmehr tiefen) Melancholie. Ich huste und spucke hinter meinem Ofen und brüte über meiner Jugend. Ich denke an all meine Toten, ich wälze mich im Dunkel. Ist das die Folge von zuviel Geschäftigkeit seit acht Monaten, oder das völlige Fehlen des weiblichen Elements in meinem Leben? Aber ich habe mich nie verlassener, leerer und zerschlagener gefühlt. Was Sie mir in Ihrem letzten Brief von Ihren lieben Kleinen erzählen, hat mich bis in den Grund meiner Seele gerührt. Warum ist mir das nicht vergönnt? Ich war doch mit allen Zärtlichkeiten geboren! Aber man schafft sein Schicksal nicht, man erliegt ihm. Ich bin in meiner Jugend feige gewesen, ich habe Angst vor dem Leben gehabt. Alles rächt sich.

Reden wir von etwas anderem, das wird erbaulicher sein.

Se. Majestät der Zar aller Russen liebt die Musen nicht. Die Zensur der „Autokratie des Nordens“ hat die Übersetzung des Heiligen Antonius offiziell verboten, und am letzten Sonntag habe ich die Druckbogen aus Petersburg zurückbekommen; ebenfalls wird die französische Ausgabe dort verboten werden. Das ist für mich ein ziemlich schwerer pekuniärer Verlust.

Es hätte wenig gefehlt, so hätte die französische Zensur mein Stück verboten, Freund Chennevières hat mir kräftig unter die Arme gegriffen. Ohne ihn

würde ich nicht gespielt. Strohkopf mißfällt der Obrigkeit. Wie amüsan ist dieser naive Haß der Autorität, jeder Regierung, welche es auch sei, gegen die Kunst!

Ich lese jetzt hygienische Bücher. O, wie komisch ist das! Was geben sich diese Ärzte für einen Anstrich! Diese Aufmachung! Was für Esel die meisten sind. Ich habe soeben das „Dichterische Gallien“ von Marchangy (dem Feinde Bérangers) zu Ende gelesen. Dieser Schmöker hat mir Lachanfalle verursacht.

Um mich an irgend etwas Starkem zu erquicken, habe ich wieder einmal den ungeheuren, den sakrosankten, den unvergleichlichen Aristophanes gelesen! Das ist ein Mensch! War das eine Welt, in der solche Werke geschaffen wurden.

Donnerstag, 1 Uhr, März 1874

Das war doch wenigstens ein Durchfall! die mir schmeicheln wollen, behaupten, daß das Stück bei dem wahren Publikum sich durchsetzen wird, aber ich glaube es nicht. Besser als irgend jemand kenne ich die Fehler meines Stücks. Wenn mir Carvalho nicht einen Monat lang mit Änderungen in den Ohren gelegen hätte, hätte ich wohl Korrekturen vorgenommen, die den Ausgang vielleicht anders gestaltet hätten. Aber ich war so angewidert, daß ich nicht

um eine Million noch eine Zeile geändert hätte. Kurz, ich bin durchgefallen.

Man muß freilich sagen, daß das Publikum abscheulich war, lauter Gecken und Börsianer, die den wirklichen Sinn der Worte nicht verstanden. Man hat poetische Dinge als Witz genommen.

Und dann habe ich das Publikum durch den Titel irregeführt. Es erwartete einen neuen Rabagas. Die Konservativen sind wütend gewesen, daß ich die Republikaner nicht angegriffen habe. Ebenso hätten die Kommunisten einige Schmähungen der Legitimisten gewünscht.

Meine Schauspieler haben vollendet gespielt, unter anderm Saint-Germain. Delannoy, der das ganze Stück trägt, ist verzweifelt, und ich weiß nicht, was ich machen soll, um seinen Schmerz zu lindern. Strohkopf selbst ist ruhig, sehr ruhig! Er hat vor der Aufführung sehr gut zu Mittag gegessen und hinterher noch besser zu Abend; Menü: zwei Dutzend Ostender, eine Flasche eisgekühlten Sekt, drei Scheiben Roastbeef, Trüffelsalat, Kaffee und Likör. Die Religion und der Magen halten Strohkopf aufrecht.

Ich gestehe, daß es mir angenehm gewesen wäre, etwas Geld zu verdienen, aber da mein Durchfall weder eine Kunst- noch eine Gefühlsangelegenheit ist, läßt er mich kalt.

Ich sage mir: Endlich ist das vorbei und ich empfinde etwas wie Befreiung.

Das schlimmste von allem ist der Ärger über die Billette. Bedenken Sie, daß ich zwölf Parkettplätze und eine Loge gehabt habe! (Der Figaro hatte achtzehn Parkettplätze und drei Logen). Ich habe den Chef der Claque nicht einmal gesehen. Man könnte meinen, die Verwaltung des Vaudevilles habe sich verabredet, mich zu Fall zu bringen. Dieser Traum ist erfüllt.

Ich habe nicht ein Viertel von den Plätzen vergeben, die ich brauchte, und ich habe viele Plätze gekauft für Leute, die mich in den Gängen beredt heruntermachten. Die Bravorufe einiger Getreuen wurden sofort durch Zischen erstickt. Als man am Schluß meinen Namen rief, gab es Beifall (für den Menschen, aber nicht für das Werk), begleitet von zwei hübschen Zischorgien, die vom Olymp kamen. Das ist die Wahrheit.

Die „Kleine Presse“ heute früh ist höflich. Ich kann nicht mehr von ihr verlangen.

Leben Sie wohl, lieber, teurer Meister, bedauern Sie mich nicht, denn ich finde mich nicht bedauernswert.

PS. Ein hübsches Wort meines Dieners, als er mir heute früh Ihren Brief brachte. Da er Ihre Schrift

kennt, sagte er seufzend: Ach, die beste ist gestern abend nicht dagewesen!“ Was durchaus meine Meinung ist.

Mittwoch, . . . April 1874

Vielen Dank für Ihren langen Brief über den Kandidaten. Nachstehend die Kritiken, die ich den Ihren hinzufüge. 1. den Vorhang fallen lassen nach der Wahlversammlung und die ganze Hälfte des dritten an den Anfang des vierten Aktes stellen; 2. den anonymen Brief streichen, der eine unnütze Wiederholung ist, da ja Arabelle Rousselin mitteilt, daß seine Frau einen Liebhaber hat; 3. die Szenenfolge im vierten Akt ändern, das heißt, mit der Ankündigung des Rendezvous von Frau Rousselin mit Julien anfangen und Rousselin etwas eifersüchtiger machen. Seine Wahlorgen lenken ihn von dem Wunsch ab, seine Frau abzufassen. Die Aussauger sind nicht charakteristisch genug. Es müßten zehn statt der drei da sein. Dann gibt er seine Tochter. Das ist der Schluß, und in dem Augenblick, wo er die Schurkerei bemerkt, wird er gewählt. Nun ist sein Traum erfüllt, aber er empfindet keine Freude. Auf diese Weise wäre eine Entwicklung dagewesen.

Ich glaube, was Sie auch sagen mögen, daß der Stoff gut war, daß ich ihn aber verpfuscht habe. Keiner

der Kritiker hat mir gezeigt, wodurch. Ich selber weiß es, und das tröstet mich. Was sagen Sie zu La Rounat, der mich in seinem Feuilleton im Namen unserer alten Freundschaft beschwört, mein Stück nicht drucken zu lassen, da er es dumm und schlecht geschrieben findet. Folgt ein Vergleich zwischen mir und Gondinet.

Eins der komischsten Dinge dieser Zeit ist das Geheimnis des Theaters. Man könnte meinen, daß die Bühnenkunst die Grenzen menschlichen Verstandes übersteigt und daß sie ein Mysterium ist, denen vorbehalten, die wie Droschkenkutscher schreiben. Die Frage des unmittelbaren Erfolgs steht allen andern voran. Das ist die Schule der Demoralisation. Wenn mein Stück von der Direktion gehalten worden wäre, hätte es Geld machen können so gut wie ein anderes. Wäre es damit besser gewesen?

Die Versuchung geht nicht schlecht. Die erste Auflage von zweitausend Exemplaren ist vergriffen. Morgen wird die zweite Auflage erscheinen. Ich bin von den kleinen Zeitungen heruntergerissen worden und von zwei oder drei Leuten in den Himmel gehoben. Alles in allem ist noch nichts Ernsthaftes erschienen und wird, glaube ich, auch nicht erscheinen. Renan schreibt nicht mehr (sagt er) in den Débats, und Taine ist mit seiner Ansiedelung in Annecy beschäftigt.

Von den Herren Villemessant und Buloz werde ich verflucht, sie tun ihr möglichstes, um sich mir unangenehm zu machen. Villemessant macht mir einen Vorwurf daraus, daß ich mich nicht von den Preußen habe töten lassen. Das alles ist zum Übelwerden!

Und Sie wollen, daß ich die menschliche Albernheit nicht bemerke, und daß ich mir das Vergnügen versage, sie zu schildern! Die Komik ist der einzige Trost für die Tugend. Es gibt übrigens eine sehr vornehme Art der Darstellung; die will ich bei meinen beiden Biedermännern versuchen. Fürchten Sie nicht, daß es zu realistisch wird! Ich habe im Gegenteil die Befürchtung, daß es unmöglich erscheinen wird, da ich den Gedanken bis zum äußersten durchführen werde. Diese kleine Arbeit, die ich in sechs Wochen zu beginnen gedenke, wird mich vier oder fünf Jahre in Anspruch nehmen.

. . . April 1874

Da man hätte kämpfen müssen und Strohkopf das Handeln verabscheut, so habe ich mein Stück gegen 5000 Franken Konventionalstrafe zurückgezogen; ich will nicht, daß man meine Schauspieler auspfeift! Als ich am Abend der zweiten Aufführung Delannoy mit feuchten Augen in die Kulisse zurücktreten sah,

kam ich mir wie ein Verbrecher vor und sagte mir: „Genug!“ (Drei Personen rühren mich: Delannoy, Turgenjeff und mein Diener!) Kurz, es ist zu Ende. Ich lasse mein Stück drucken, Sie werden es Ende der Woche bekommen.

Alle Parteien reißen mich herunter! Der „Figaro“ und der „Rappel“, keiner fehlt! Leute, die ich mir durch meine Börse oder meine Dienstleistungen verpflichtet habe, behandeln mich als Kretin. Niemals habe ich weniger Nerven gehabt. Mein Stoizismus (oder Stolz) setzt mich selber in Erstaunen, und wenn ich nach der Ursache suche, so frage ich mich, ob Sie, teurer Meister, nicht mit daran schuld sind.

Ich erinnere mich der Premiere von Villemer, die ein Triumph wurde, und der Premiere des Don Juan vom Dorf, die eine Niederlage war. Sie wissen nicht, wie ich Sie diese beiden Male bewundert habe! Die Größe Ihres Charakters (etwas noch Selteneres als das Genie) entzückte mich, und ich formulierte in mir das eine Gebet: „O könnte ich bei solchen Gelegenheiten sein wie sie.“ Wer weiß, vielleicht hat Ihr Beispiel mich aufrechterhalten? Verzeihen Sie den Vergleich! Jedenfalls schere ich mich den Teufel darum. So liegen die Dinge.

Aber ich gestehe, daß es mir um die „Tausende“ von Franken leid tut, die ich hätte verdienen können.

Mein kleiner Milchtopf ist zerbrochen. Ich wollte das Mobiliar in Croisset erneuern, Essig!

Meine Generalprobe war trübselig. Alle Reporter von Paris. Man hat alles als Witz genommen! Ich werde Ihnen in Ihrem Exemplar die Stellen anstreichen, die man angegriffen hat, vorgestern und gestern hat man sie nicht mehr angegriffen. Um so schlimmer! Es ist zu spät. Vielleicht hat Strohkopf sich von seinem Stolz hinreißen lassen.

Und man schreibt Artikel über meine Wohnungen, über meine Pantoffel und über meinen Hund. Die Chronisten haben mein Zimmer beschrieben, wo sie an den Wänden Bilder und Bronzen gesehen haben. An meinen Wänden hängt überhaupt nichts. Ich weiß, daß ein Kritiker empört gewesen ist, weil ich ihm keinen Besuch gemacht habe; und ein Zwischen-träger ist heute früh zu mir gekommen, um mir das zu sagen, und hat hinzugefügt: Was soll ich ihm bestellen? — ... Aber die Herren Dumas, Sardou und sogar Victor Hugo sind nicht wie Sie.“ — „O, das weiß ich wohl!“ — „Dann müssen Sie sich nicht wundern usw.“

Leben Sie wohl, lieber, guter, angebeteter Meister, viele Grüße den Ihren. Einen Kuß den lieben Kleinen und Ihnen alle meine herzlichsten Grüße.

PS. Könnten Sie mir eine Abschrift oder das Original der Biographie Strohkopfs geben; ich habe keine Abschrift und ich möchte sie wieder einmal lesen, um mich an meinem Ideal zu erquicken.

Freitag abend, 1. Mai 1874

Es geht gut, teurer Meister, die Schmähungen häufen sich! Es ist ein Konzert, eine Symphonie, in der alle begeistert ihre Instrumente spielen. Ich bin heruntergerissen worden vom „Figaro“ bis zur „Revue des Deux Mondes“, über die „Gazette de France“ bis zum „Constitutionnel“. Und sie hören nicht auf. Barbey d'Aurevilly hat mich persönlich beschimpft, und der gute Saint-René Taillandier, der mich für „unlesbar“ erklärt, schmäht mich mit lächerlichen Worten. Das ist das Gedruckte. Was geredet wird, entspricht dem. Saint-Victor (ist das Unterwürfigkeit gegen Michel Levy?) macht mich herunter auf dem Diner bei Brébant, ebenso dieser ausgezeichnete Charles Edmond usw. usw. Dafür werde ich von den Professoren der theologischen Fakultät in Straßburg, von Renan und von der Kassiererin meines Schlächters und noch ein paar Leuten bewundert. So liegen die Dinge.

Was mich erstaunt, ist die Tatsache, daß bei mehreren dieser Kritiken ein Haß gegen mich durch-

schimmert, gegen meine Persönlichkeit, ein Wille zur Verleumdung, dessen Ursache ich nicht finden kann. Ich fühle mich nicht verletzt, aber diese Lawine von Albernheiten betrübt mich. Man möchte lieber gute Gefühle einflößen als schlechte. Übrigens denke ich nicht mehr an den Heiligen Antonius. Adel!

Ich will mich diesen Sommer an ein anderes Buch von gleicher Art machen, darauf werde ich zum reinen und einfachen Roman zurückkehren. Ich habe zwei oder drei im Kopf, die ich gern schreiben möchte, bevor ich sterbe. Gegenwärtig verbringe ich meine Tage in der Bibliothek, wo ich mir Notizen mache. In vierzehn Tagen kehre ich in mein Landhaus zurück. Im Juli gehe ich ins Gebirge, in die Schweiz, um mich von meinem Blutandrang zu heilen, gemäß dem Rat des Doktor Hardy, der mich „eine hysterische Frau“ nennt, ein Wort, das ich tief finde.

Der gute Turgenjeff reist nächste Woche nach Rußland, die Reise wird seine Bilderwut gezwungenermaßen unterbrechen, denn unser Freund kommt aus dem Auktionssaal nicht mehr heraus. Er ist ein leidenschaftlicher Mensch, um so besser für ihn.

Ich habe Sie bei Frau Viardot vor vierzehn Tagen sehr vermißt. Sie hat aus der Iphigenie in Aulis gesungen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie schön, wie hinreißend, kurz, wie erhaben es war. Was ist

diese Frau für eine Künstlerin! Was für eine Künstlerin! Derartige Erregungen versöhnen mit dem Dasein.

Nun, und Sie, lieber, guter Meister, ist das Stück, von dem man spricht, fertig? Sie werden wieder ins Theater hineingeraten! Ich beklage Sie! Nachdem man Hunde auf die Bühne des Odeon gebracht hat, wird man von Ihnen vielleicht verlangen, daß Sie Pferde bringen. So weit sind wir gekommen!

Und wie geht es dem ganzen Hause, von Maurice bis Fadet?

Umarmen Sie in meinem Namen die lieben Kleinen und lassen Sie sich von ihnen wieder umarmen.

Ihr Alter.

Croisset, Dienstag, 26. Mai 1874

Lieber, guter Meister!

Ich bin also wieder in meiner Einsamkeit! Aber ich werde nicht lange hier bleiben, denn in einem kurzen Monat gehe ich für etwa drei Wochen auf den Rigi, um etwas aufzuatmen, mich zu erholen, mich zu entneurologisieren! Ich habe zu lange nicht frische Luft geschnappt, ich fühle mich müde. Ich habe das Bedürfnis nach etwas Ruhe. Worauf ich mich an meinen großen Schmöker machen werde, der mich

mindestens vier Jahre in Anspruch nehmen wird.
Das Gute hat er.

Das Schwache Geschlecht, das von Carvalho fürs Vaudeville angenommen worden war, ist mir von eben diesem Vaudeville zurückgegeben, und zwar durch Perrin, der das Stück anstößig und unpassend findet. „Eine Wiege und eine Amme auf eine französische Bühne zu bringen!“ Denken Sie! Also habe ich Duquesnel die Sache gebracht, der mir (natürlich!) noch nicht geantwortet hat. Wie sich die Demoralisation, die das Theater verursacht, ausbreitet! Die Bürger von Rouen, einschließlich meines Bruders, haben über den Durchfall des Kandidaten im Flüster-ton (sic!) und mit zerknirschter Miene mit mir gesprochen, als hätte ich wegen Betrugs vor Gericht gestanden. Keinen Erfolg haben ist ein Verbrechen, und der Erfolg ist der Prüfstein des Guten. Ich finde das im höchsten Grade grotesk.

Erklären Sie mir auch, warum man gewisse Durchfälle mit Kissen und andere mit Dornen auspolstert? O die Welt ist komisch und sich nach ihrer Meinung richten zu wollen, erscheint mir phantastisch.

Der gute Turgenjeff muß jetzt in Petersburg sein; er hat mir aus Berlin eine günstige Kritik über den Heiligen Antonius geschickt, ich habe mich nicht über den Artikel gefreut, sondern über ihn. Ich habe

ihn in diesem Winter oft gesehen, und ich liebe ihn immer mehr.

Ich habe auch mit dem alten Hugo verkehrt, der (ohne die politische Galerie) ein reizender Mensch ist.

Ist Ihnen der Sturz des Ministeriums Broglie nicht angenehm gewesen? Mir außerordentlich! Aber jetzt? Ich bin noch jung genug, um zu hoffen, daß die nächste Kammer uns eine Wendung zum Besseren bringen wird. Aber?

Teufel auch, wie gern möchte ich Sie sehen und ausführlich mit Ihnen plaudern. In dieser Welt ist alles schlecht eingerichtet. Warum lebt man nicht mit denen, die man liebt? Die Abtei von Thélème ist ein schöner Traum, aber nichts als ein Traum.

Umarmen Sie in meinem Namen Ihre lieben Kleinen sehr herzlich. Ganz der Ihre.

Strohkopf.

Mehr Strohkopf als je. Ich fühle mich dienstuntauglich, schlaff, marode, Scheich, zerfließend, kurz ruhig und gemäßigt, was der letzte Grad der Dekadenz ist.

Kaltbad-Righi, Freitag, 3. Juli 1874

Ist es wahr, teurer Meister, daß Sie in der letzten Woche in Paris gewesen sind? Ich war dort, um nach der Schweiz zu fahren und habe in einem Blatt gelesen,

daß Sie *Les deux Orphelines* sich angesehen, einen Spaziergang im Bois de Boulogne gemacht, bei Magny gespeist haben usw. usw., was beweist, daß man dank der Freiheit der Presse nicht Herr seiner Handlungen ist. Die Folge ist, daß Strohkopf Ihnen grollt, weil Sie ihn nicht von Ihrer Anwesenheit im „neuen Athen“ benachrichtigt haben. Ich hatte das Gefühl, daß man dort dummer und flacher war als gewöhnlich. Man hat mir mit der Wiederkehr des Kaiserreichs die Ohren vollgeblasen. Ich glaube nicht daran! Indes! ... Dann müßte man außer Landes gehen. Aber wohin und wie?

Eines Stückes wegen sind Sie gekommen? Ich bedaure Sie, daß Sie mit D ... zu tun haben! Er hat mir das Manuskript vom Schwachen Geschlecht durch Vermittlung der Theaterdirektion zurückgegeben ohne ein Wort der Erklärung, und in dem Kuwert befand sich ein Brief eines Unterdirektors, der ein Unikum ist! Ich werde Ihnen den Brief zeigen. Ein Meisterwerk der Unverschämtheit. So schreibt man nicht an einen Laufjungen, der ein Vaudeville ins Theater Beaumarchais bringt.

Dieses selbe Schwache Geschlecht war es, das im vorigen Jahre Carvalho begeisterte. Jetzt will es niemand mehr, denn Perrin findet, daß es unschicklich ist, „eine Amme und eine Wiege“ auf eine französische

Bühne zu bringen. Da ich nicht weiß, was ich damit machen soll, habe ich es dem Clunytheater gegeben.

Ach, wie richtig war es von meinem armen Bouilhet, zu sterben. Aber ich finde, das Odeon könnte für seine nachgelassenen Werke mehr Interesse bezeigen.

Ohne an eine Holbachische Verschwörung zu glauben, finde ich auch, daß man seit einiger Zeit etwas zu sehr auf mir herumtrampelt, und gegen gewisse andere ist man so nachsichtig.

Der Amerikaner H. hat neulich mir gegenüber behauptet, Saint-Simon schreibe schlecht. Da habe ich ihn angefahren und ihn so behandelt, daß er in meiner Gegenwart nicht wieder mit dem Erbrechen seiner Dummheit anfangen wird. Es war bei der Prinzessin bei Tisch, meine Heftigkeit schuf eine gewisse Kühle.

Sie sehen, daß Ihr Strohkopf noch immer keinen Spaß in der Religion versteht! Er wird nicht ruhiger! Im Gegenteil!

Ich habe soeben die „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ von Haeckel gelesen, ein schönes Buch, ein wunderschönes Buch! Der Darwinismus ist klarer darin ausgedrückt als in Darwins Büchern selbst.

Der gute Turgenjeff hat tief aus den skythischen Wäldern von sich hören lassen. Er hat die Details

gefunden, die er für ein Buch, das er schreiben will, suchte. Der Ton seines Briefes ist ausgelassen, woraus ich schließe, daß es ihm gut geht. Er wird in einem Monat nach Paris zurückkehren.

Vor vierzehn Tagen habe ich eine kleine Reise nach der nördlichen Normandie gemacht, wo ich endlich einen Ort gefunden habe, der für meine beiden Biedermänner (Bouvard und Pécuchet) paßt. Er liegt zwischen Orne und Auge. Ich werde häufiger dorthin fahren müssen.

Im September werde ich also diese große Arbeit beginnen! sie flößt mir Furcht ein, und ich bin schon jetzt erschöpft davon.

Da Sie die Schweiz kennen, ist es unnötig, daß ich Ihnen davon spreche, und Sie würden mich zu sehr verachten, wenn ich Ihnen sagte, daß sie mich zum Sterben langweilt. Ich bin aus Gehorsam hierhergekommen, weil man mich hergeschickt hat, um mein Gesicht zu entröten und meine Nerven zu beruhigen! Ich zweifle, daß das Mittel wirkt, jedenfalls werde ich mich sterblich gelangweilt haben. Ich bin kein Naturmensch und verstehe Länder nicht, die keine Geschichte haben. Ich würde alle Gletscher der Schweiz für das vatikanische Museum geben. Dort kann man träumen. Nun, in drei Wochen werde ich wieder an

meinem grünen Tisch kleben in einem bescheidenen Asyl, das Sie anscheinend nicht mehr besuchen wollen.

Righi, 14. Juli 1874

Wie? Krank! Armer, lieber Meister! Wenn es Rheumatismus ist, tun Sie doch, was mein Bruder tat, der in seiner Eigenschaft als Arzt kaum noch an die Medizin glaubt. Er ist im letzten Jahr in Aix in Savoyen gewesen und in vierzehn Tagen von Schmerzen geheilt worden, die ihn seit sechs Jahren gequält hatten. Aber dazu müßten Sie reisen, Ihre Gewohnheiten aufgeben, Nohant und die lieben Kleinen verlassen. Sie werden zu Hause bleiben und das ist unrecht von Ihnen. Man muß sich pflegen, für die, die einen lieben.

Und bei dieser Gelegenheit sagen Sie mir in Ihrem letzten Brief ein böses Wort. Ich hätte Sie im Verdacht, Sie vergäßen Strohkopf! Aber nein! Ich bin erstens zu eitel, und zweitens glaube ich zu sehr an Sie.

Sie erzählen mir nicht, was es mit Ihrem Stück am Odeon ist.

Was die Stücke betrifft, so will ich mich von neuem den Beschimpfungen des Publikums und der Zeitungsschreiber aussetzen. Der Direktor des Clunytheaters, dem ich das Schwache Geschlecht gebracht habe, hat mir einen bewundernden Brief geschrieben und

erklärt sich bereit, das Stück im Oktober zu spielen. Er rechnet auf einen großen Kassenerfolg. Also sei es! Aber ich denke an Carvalhos Begeisterung, die in völlige Kühle umschlug. Und das alles vergrößert meine Verachtung für die Halunken, die behaupten, sich auf die Sache zu verstehen. Denn dies ist nun ein dramatisches Werk, das von den Direktoren des Vaudeville- und des Clunytheaters für vollendet erklärt wird; der Direktor des Französischen sagt, es sei „unspielbar“ und der des Odeon: es müsse von A bis Z umgearbeitet werden. Ziehen Sie daraus einen Schluß und handeln Sie danach! Gleichviel, da diese vier Herren die Herren unseres Schicksals sind, weil sie Geld haben und weil sie mehr Geist haben als wir, denn sie haben nie eine Zeile geschrieben, muß man ihnen glauben und sich ihnen unterwerfen.

Es ist sonderbar, was für eine Freude es diesen Dummköpfen macht, in dem Stück eines andern herumzuwaten! zu kürzen, zu verbessern, den Inspizienten zu spielen. Habe ich Ihnen erzählt, daß ich dieserhalb mit dem besagten *** sehr kühl stand? Er hat einen Roman umarbeiten wollen, den ich ihm empfohlen hatte und der nicht sehr gut war, dennoch aber war er unfähig, auch nur das kleinste Wort daran zu ändern. Ich habe ihm meine Meinung auch nicht

vorenthalten; inde irae. Es ist mir aber unmöglich, bescheiden genug zu sein, zu glauben, daß dieser brave Polacke in französischer Prosa stärker ist als ich. Und Sie wollen, ich soll ruhig bleiben, teurer Meister? Ich habe nicht Ihr Temperament. Ich schwebe nicht wie Sie stets über dem Elend dieser Welt. Ihr Strohkopf ist empfindlich, als hätte er keine Haut. Und die Dummheit, die Bosheit, die Ungerechtigkeit greifen ihn immer mehr an. So verdirbt mir die Häßlichkeit der Deutschen, die mich umgeben, den Anblick des Righi. Herr des Himmels! Was für Mäuler!

Gott sei Dank „verschone ich ihren Staat mit meinem furchtbaren Anblick“.

Sonnabend, 26. September 1874

Nachdem ich mich auf dem Righi wie ein Esel gelangweilt habe, bin ich Anfang August nach Hause zurückgekehrt und habe mich an meinen Schmöker gemacht. Der Anfang ist nicht leicht gewesen, er war sogar furchtbar, und ich bin fast vor Verzweiflung umgekommen, aber jetzt geht es, jetzt bin ich durch, komme was wolle. Übrigens muß man komplett verrückt sein, wenn man ein solches Buch unternimmt. Ich fürchte, daß es in seiner ganzen Idee

vollkommen unmöglich ist. Wir werden sehen. O, wenn ich es gut durchführte ... welch ein Traum!

Sie wissen sicher, daß ich mich wieder einmal den Ungewittern der Rampe aussetzen will (hübsches Bild), und daß ich, der Theaterwelt Trotz bietend, auf der Bühne des Clunytheaters erscheinen werde, wahrscheinlich Ende Dezember. Der Direktor dieser Schmiere ist vom Schwachen Geschlecht entzückt. Aber Carvalho war es auch, und das hat nicht verhindert ... Sie wissen das übrige.

Es versteht sich von selbst, daß alle Leute mich tadeln, daß ich mich in einer solchen Schmiere aufführen lasse. Aber da die andern dies Stück nicht wollen und mir daran liegt, daß es aufgeführt wird, damit Bouilhets Erbe ein paar Sou verdient, bin ich gezwungen, es dort aufführen zu lassen. Ich werde Ihnen, wenn wir uns sehen, zwei oder drei hübsche Anekdoten hierüber erzählen. Warum ist das Theater so eine wahnsinnige Sache? Wenn man einmal diesen Boden betreten hat, sind die gewöhnlichen Lebensbedingungen verändert. Wenn man das (kleine) Unglück gehabt hat, keinen Erfolg zu haben, wenden sich die Freunde von einem ab. Man ist sehr mißachtet. Man wird nicht mehr begrüßt! Ich schwöre Ihnen auf mein Ehrenwort, daß mir das wegen des Kandidaten geschehen ist. Ich glaube nicht an Holbachische

Verschwörungen, aber all das, was man mir seit dem März angetan hat, setzt mich in Erstaunen. Übrigens mache ich mir gar nichts daraus, und das Schicksal des Schwachen Geschlechts beunruhigt mich weniger als der kleinste Satz in meinem Roman.

Der allgemeine Geist scheint mir immer niedriger zu sinken. In welchen Abgrund der Dummheit werden wir hinuntersteigen? Das letzte Buch Belots ist in vierzehn Tagen in achttausend Exemplaren verkauft worden, die „Eroberung von Plassans“ von Zola in sechs Monaten in siebzehnhundert, und er hat nicht eine Besprechung gehabt. Alle Montagsidioten fallen über Scribes „Eine Kette“ in Ohnmacht! . . . Frankreich ist krank, sehr krank, was man auch sagen mag, und meine Gedanken werden immer ebenholzfarbener.

Es gibt aber reizende komische Züge: 1. die Flucht Bazaines mit der Schildwachenepisode; 2. die Geschichte eines Diamanten von Herrn Paul de Musset (siehe Revue des deux Mondes vom 1. September); 3. das Vestibül des alten Etablissements Nadar, near old England, wo man die lebensgroße Photographie Alexander Dumas betrachten kann.

Ich bin überzeugt, daß Sie mich bissig finden und mir antworten werden: Was tut das alles? Aber es tut alles etwas und wir gehen zugrunde durch die

Prahlsucht, durch die Ungewißheit, durch den Eigendünkel, durch die Verachtung der Größe, durch die Liebe zum Banalen und die dumme Geschwätzigkeit.

„Europa, das uns haßt, betrachtet uns lachend,“ sagt Ruy Blas. Weiß Gott, es hat recht zu lachen.

Mittwoch, 2. Dezember 1874

Ich habe Gewissensbisse in bezug auf Sie. Einen Brief wie Ihren letzten so lange ohne Antwort lassen ist ein Verbrechen. Ich wartete mit dem Schreiben, weil ich Ihnen etwas Gewisses über das Schwache Geschecht mitteilen wollte. Das Gewisse ist nun, daß ich es vor acht Tagen vom Clunytheater zurückgezogen habe. Die Besetzung, die Weinschenk mir vorschlug, war widerlich blöd, und die Engagements, die er mir versprochen hatte, hat er nicht verwirklicht. Aber Gott sei Dank habe ich mich rechtzeitig zurückgezogen. Augenblicklich ist mein Stück beim Gymnase eingereicht. Von Herrn Montigny bis jetzt keine Nachricht.

Ich bin von fünfhundert Teufeln besessen wegen meines Schmökers und frage mich zuweilen, ob ich nicht verrückt bin, daß ich ihn angefangen habe. Aber wie Thomas Diafoirus härte ich mich gegen die Schwierigkeiten ab, und ich komme vorwärts, allerdings auf Umwegen. Außer den Schwierigkeiten der

Ausführung, die entsetzlich sind, muß ich einen Haufen Dinge lernen, die ich nicht weiß. In einem Monat hoffe ich mit dem Ackerbau und dem Gartenbau fertig zu werden, aber mein erstes Kapitel werde ich erst zu zwei Dritteln geschrieben haben.

Was Bücher betrifft, so lesen Sie doch von meinem Freunde Daudet Fromont und Risler, und die „Teuflichen“ von meinem Feinde Barbey d'Aurevilly. Man kann sich vor Lachen krümmen. Es liegt vielleicht an der Perversität meines Geistes, der die ungesunden Dinge liebt, aber dies Buch ist mir außerordentlich amüsant erschienen; im unfreiwillig Grotesken kann man nicht weiter gehen.

Sonst ruhige See, Frankreich sinkt langsam wie ein morsches Schiff, und die Hoffnung auf Rettung erscheint als ein Fantasiegebilde. Man muß hier in Paris sein, um einen Begriff von dem allgemeinen Tiefstand zu bekommen, von der Dummheit, dem Schmutz, in dem wir herumwaten.

Das Gefühl von diesem Todeskampf durchdringt mich und ich bin zum Sterben traurig. Wenn ich mich nicht mit meiner Arbeit zermartere, dann stöhne ich über mich selbst. So liegen die Dinge. In meinen Mußestunden denke ich nur immer an die, die tot sind, und ich will Ihnen ein sehr anmaßendes Wort sagen. Niemand versteht mich;

ich gehöre einer andern Welt an. Die Leute meines Fachs sind so wenig von meinem Fach. Ich kann eigentlich nur mit Victor Hugo über das plaudern, was mich interessiert. Vorgestern hat er mir aus Boileau und Tacitus auswendig vorgesprochen. Das hat auf mich wie ein Geschenk gewirkt, etwas so Seltenes ist es. Im übrigen ist er an den Tagen, wo keine Politiker bei ihm sind, ein anbetungswürdiger Mensch.

Paris, Samstag Abend 7 Uhr ...

Teurer Meister!

Ich verwünsche wieder einmal die Sensationsgier und die Freude, die gewisse Leute empfinden, wenn sie bedeutende Neuigkeiten verkünden können! Man hatte mir gesagt, Sie seien sehr krank. Ihre liebe Schrift hat mich gestern früh beruhigt, und heute früh habe ich den Brief von Maurice bekommen, also Gott sei gelobt!

Was soll ich Ihnen von mir sagen? Ich bin nicht obenauf, ich habe ... ich weiß nicht was. Das Bromkalium hat mich beruhigt und mitten auf der Stirn ein Ekzem hervorgerufen.

In meiner Person gehen anormale Dinge vor. Meine psychische Erschlaffung muß wohl eine verborgene Ursache haben. Ich fühle mich alt, abgenutzt, von

allem angeekelt. Und die andern langweilen mich, wie ich selbst mich langweile.

Dennoch arbeite ich, freilich ohne Enthusiasmus und wie man ein Pensum erledigt, und vielleicht macht die Arbeit mich krank, denn ich habe ein unsinniges Buch angefangen.

Ich verliere mich wie ein Greis in meine Kindheits-erinnerungen . . . ich erwarte nichts mehr vom Leben als eine Reihe von Blättern vollzuschmierem. Ich habe das Gefühl, daß ich durch eine endlose Einsamkeit schreite, und ich weiß nicht, wohin ich gehen soll. Und ich selber bin Wüste, Reisender und Kamel zugleich.

Heute habe ich meinen Nachmittag bei der Beerdigung Amédée Achards verbracht, einer protestantischen Leichenfeier, die ebenso albern war, als wenn sie katholisch gewesen wäre. Ganz Paris und Reporter in Masse.

Ihr Freund Paul Meurice kam vor acht Tagen zu mir, um mir vorzuschlagen, ich solle im Rappel den „Salon“ übernehmen. Ich habe die Ehre abgelehnt, denn ich bin nicht dafür, eine Kunst zu kritisieren, deren Technik man nicht kennt. Und dann, wozu soviel Kritik?

Ich bin vernünftig. Ich gehe alle Tage aus, ich mache mir Bewegung, und ich komme müde und noch verblödeter wieder nach Hause, das ist mein Gewinn

dabei. Ihr Troubadour (der wenig troubadourhaft ist) ist ein trauriger Gesell geworden.

Ich schreibe Ihnen jetzt so selten, um Sie nicht mit meinen Klagen zu langweilen, denn niemand kennt meine Unerträglichkeit besser als ich.

Schicken Sie mir Flamarande, das wird mir ein wenig Luft schaffen.

Ich umarme Sie alle, und Sie besonders, teurer Meister, der Sie so groß, so stark und so sanft sind. Ihr Strohkopf, der immer zerbrochener wird, wenn zerbrochen das richtige Wort ist, denn ich fühle den Inhalt entströmen.

Croisset, 10. Mai 1875

Eine fliegende Gicht, Schmerzen, die überall sind, eine unbesieglige Melancholie, das Gefühl allgemeiner Nutzlosigkeit und große Zweifel an dem Buch, das ich schreibe, das bin ich, lieber, tapfrer Meister. Denken Sie sich Geldsorgen hinzu und melancholisches Grübeln über die Vergangenheit, so haben Sie meinen Zustand, und ich versichere Ihnen, daß ich große Anstrengungen mache, um aus ihm herauszukommen. Aber mein Wille ist geschwächt. Ich kann mich zu nichts Tatsächlichem entschließen. Ach, ich habe meine gute Zeit hinter mir, und das Alter kündigt sich nicht mit lustigen Schmerzen an. Seit ich aber

die Wasserkur mache, fühle ich mich etwas weniger blöd, und heute abend werde ich mich wieder an die Arbeit machen, ohne hinter mich zu blicken.

Ich habe meine Wohnung in der Rue Murillo aufgegeben und mir eine geräumigere gemietet, in der Nähe der Wohnung, die meine Nichte am Boulevard Reine Hortense innehat. Ich werde nächsten Winter weniger allein sein, denn ich kann die Einsamkeit nicht mehr ertragen.

Turgenjeff schien von den ersten beiden Kapiteln meines furchtbaren Schmökers sehr befriedigt zu sein. Aber Turgenjeff liebt mich vielleicht zu sehr, um mich unparteiisch beurteilen zu können.

Ich werde jetzt lange nicht ausgehen, denn ich will in meiner Arbeit weiterkommen, die mir wie eine Last von fünfhunderttausend Kilogramm auf der Brust liegt. Meine Nichte wird den ganzen Juni hier verbringen. Wenn sie wieder fort ist, werde ich eine kleine archäologische und geologische Exkursion machen, und das ist alles.

Nein, ich habe mich über den Tod Michel Lévy's nicht gefreut, und ich beneide ihn sogar um diesen sanften Tod. Abgesehen davon, dieser Mann hat mir viel Leid getan. Er hat mich tief verletzt. Ich bin freilich mit einer absurden Empfindlichkeit begabt, was die andern ritzt, zerreißt mich. Warum bin ich

für den Genuß nicht eben so organisiert, wie ich es für den Schmerz bin?

Was Sie mir über Aurore schreiben, die Homer liest, hat mir wohlgetan. Das fehlt mir: ein kleines Mädchen wie sie. Aber man gestaltet sein Schicksal nicht, man erliegt ihm. Ich habe immer für den Tag gelebt, ohne Zukunftspläne, und habe mein Ziel verfolgt (ein einziges, die Literatur), ohne nach rechts und nach links zu blicken. Alles, was mich umgab, ist verschwunden, und jetzt finde ich mich in der Wüste. Kurz, Zerstreuung fehlt mir gänzlich.

Wenn man gute Sachen schreiben will, braucht man eine gewisse Munterkeit! Was soll ich tun, um sie wiederzubekommen? Welches Mittel muß man anwenden, um nicht unaufhörlich an sein elendes Ich zu denken? Das Kränkste in mir ist die Stimmung, sonst würde alles übrige gut gehen. Sie sehen, lieber, guter Meister, daß ich recht habe, Sie mit meinen Briefen zu verschonen. Nichts ist so dumm wie ein Jammerlappen.

Paris, 14. Dezember 1875

Es geht ein wenig besser und ich benutze das, um Ihnen zu schreiben, lieber, guter, anbetungswürdiger Meister.

Sie wissen, daß ich meinen großen Roman aufgegeben habe, um eine kleine mittelalterliche Bagatelle zu schreiben, die nicht mehr als dreißig Seiten haben wird. Das bringt mich in ein netteres Milieu, als die moderne Welt ist, und tut mir wohl; dann plane ich einen zeitgenössischen Roman, aber ich schwanke zwischen mehreren Ideenembryos. Ich möchte etwas Konzentriertes und Gewaltiges machen. Der Faden der Handlung (das heißt die Hauptsache) fehlt mir noch.

Äußerlich hat sich mein Leben kaum verändert: ich sehe dieselben Leute, ich empfangе die gleichen Besuche. Meine Getreuen am Sonntag sind erstens der große Turgenjeff, der reizender ist als je, Zola, Alphonse Daudet und Goncourt. Sie haben niemals mit mir über die beiden ersteren gesprochen. Was denken Sie über ihre Bücher?

Ich lese überhaupt nichts. Außer Shakespeare, den ich wieder von A bis Z gelesen habe. Das erfrischt einen und pumpt einem Luft in die Lungen, als wäre man auf einem hohen Berge. Alles erscheint mittelmäßig neben diesem gewaltigen Manne.

Da ich sehr wenig ausgehe, habe ich Victor Hugo noch nicht gesehen. Heute abend aber werde ich mich entschließen, Stiefel anzuziehen, um ihm meine

Huldigung darzubringen. Seine Persönlichkeit sagt mir unendlich zu, aber sein Hof! ... Erbarmen!

Die Senatorwahlen sind ein Gegenstand der Be-
lustigung für die Leute, zu deren Partei ich gehöre.
In den Korridoren der Assemblée müssen unerhört
groteske und gemeine Gespräche geführt worden
sein. Das neunzehnte Jahrhundert ist bestimmt, alle
Religionen untergehen zu sehen. Amen! Ich weine
keiner nach.

Im Odeon wird ein lebender Bär auf der Bühne
erscheinen. Das ist alles, was ich von der Literatur
weiß.

... Dezember 1875

Ihr guter, so herzlich mütterlicher Brief vom 18. hat
mich sehr nachdenklich gemacht. Ich habe ihn wohl
zehnmal gelesen, und ich bekenne Ihnen, daß ich nicht
sicher bin, ihn zu verstehen. Mit einem Wort, was soll
ich nach Ihrer Meinung tun? Formulieren Sie Ihre
Ratschläge genauer!

Ich tue dauernd alles, was ich kann, um mein Gehirn
zu weiten, und ich arbeite mit ehrlichem Herzen.
Das übrige hängt nicht von mir ab.

Ich markiere nicht aus Vergnügen „Trostlosigkeit“,
glauben Sie mir, aber ich kann meine Augen nicht
ändern! Was meinen Mangel an Überzeugung be-
trifft, so kann ich Ihnen leider sagen, daß die Über-

zeugungen mich ersticken. Ich berste vor Zorn und zurückgehaltener Empörung. Aber in seinem Kunstideal darf man, glaube ich, nichts davon zeigen, und der Künstler darf in seinem Werk nicht sichtbarer sein als Gott in der Natur. Der Mensch ist nichts, das Werk alles! Diese Disziplin, die vielleicht von einem falschen Standpunkt ausgeht, ist nicht leicht zu beobachten. Für mich wenigstens ist es eine Art dauerndes Opfer, das ich dem guten Geschmack bringe. Es würde mir sehr angenehm sein, zu sagen, was ich denke, und Herrn Gustave Flaubert durch Worte Erleichterung zu verschaffen, aber was für eine Bedeutung hat besagter Herr?

Ich denke wie Sie, mein Meister, daß die Kunst nicht nur Kritik und Satire ist; daher habe ich auch niemals, in voller Absicht, weder mit dem einen noch mit dem andern einen Versuch gemacht. Ich habe mich stets bemüht, in die Seele der Dinge einzudringen und mich an die größten Allgemeinheiten zu halten, und ich habe mich bewußt vom Zufälligen und Dramatischen abgewendet. Keine Ungeheuer und keine Helden!

Sie sagen: ich habe dir keine literarischen Ratschläge zu geben, ich habe keine Urteile über die dir befreundeten Schriftsteller aufzustellen usw. Ah, das wäre! Ich fordere doch einen Rat, und ich

erwarte Ihr Urteil. Wer sollte ihn geben, wer ein Urteil formulieren, wenn nicht Sie?

Was meine Freunde betrifft, fügen Sie hinzu: „Meine Schule“. Aber ich richte mein Temperament zugrunde in dem Bestreben, keine Schule zu haben. Ich stoße sie alle a priori zurück. All die, die ich häufig sehe und die Sie nennen, wollen alles, was ich verachte, und kümmern sich wenig um das, was mich quält. Ich halte die technische Einzelheit, das lokale Wissen, überhaupt die historische und exakte Seite der Dinge, für sehr untergeordnet. Ich suche vor allem die Schönheit, um die meine Gefährten sich wenig kümmern. Ich sehe sie unempfindlich, wenn ich vor Bewunderung oder Abscheu außer mir gerate. Worte, die ihnen sehr gewöhnlich erscheinen, bringen mich in Ekstase. Goncourt ist sehr glücklich, wenn er auf der Straße ein Wort aufgefangen hat, das er einem Buch einfügen kann, und ich sehr befriedigt, wenn ich eine Seite ohne Assonanzen und Wiederholungen geschrieben habe. Ich gäbe alle Legenden Gavarnis hin für gewisse Ausdrücke und Zäsuren der Meister wie: der Schatten war hochzeitlich, erhaben und feierlich, von Victor Hugo, oder wie das Wort Montesquieus „Die Laster Alexanders waren außerordentlich wie seine Tugenden: Er war furchtbar in seiner Wut. Sie machte ihn grausam“

Ich versuche, gut zu denken, um gut zu schreiben. Aber das gute Schreiben ist mein Ziel, das verhehle ich nicht.

Mir fehlt „ein gefestigter und weiter Blick über das Leben“. Sie haben tausendmal recht, aber das Mittel, daß es anders wird? Ich erbitte es von Ihnen. Sie werden meine Verdüsterungen nicht mit Methaphysik erleuchten, meine nicht und die der andern auch nicht. Die Worte Religion oder Katholizismus einerseits; Fortschritt, Brüderlichkeit, Demokratie anderseits entsprechen den geistigen Bedürfnissen des Augenblicks nicht. Das ganze neue Dogma der Gleichheit, das der Radikalismus predigt, ist durch die Physiologie und durch die Geschichte widerlegt. Ich sehe keine Möglichkeit, heute ein neues Prinzip aufzustellen, ebensowenig die alten zu respektieren. Also ich suche — ohne sie zu finden — die Idee, von der alles übrige abhängen muß.

Inzwischen halte ich mich an das Wort, das Littré mir einmal gesagt hat: Ah, mein Freund, der Mensch ist ein unbeständiges Kompositum und die Erde ein sehr untergeordneter Planet.“

Nichts hält mich mehr aufrecht, als die Hoffnung, ihn bald zu verlassen und nicht auf einen andern zu kommen, der noch schlimmer sein könnte. „Lieber

würde ich nicht sterben," sagte Marat. Ach nein, genug, genug der Qual!

Ich schreibe jetzt eine kleine Bagatelle, deren Lektüre eine Mutter ihrer Tochter erlauben kann. Das ganze wird etwa dreißig Seiten umfassen, ich habe noch zwei Monate damit zu tun. Ich bin mit großer Lust dabei. Ich schicke sie Ihnen, sobald sie erschienen ist (nicht die Lust, sondern die kleine Geschichte).

Mittwoch, 1875

Ein ganzer Erfolg, lieber Meister. Man hat die Schauspieler nach allen Akten gerufen und warmen Beifall gespendet. Man war zufrieden, und von Zeit zu Zeit wurden Zurufe laut. All Ihre Freunde, die dem Ruf gefolgt waren, waren betrübt, daß Sie nicht da waren.

Die Rollen Antoinés und Victorines sind wunderbar gespielt worden. Die kleine Baretta ist wirklich ein Juwel.

Wie haben Sie Victorine nach dem „Philosophen, ohne es zu wissen“, schreiben können? Das fasse ich nicht. Ihr Stück hat mich bezaubert und zum Weinen gebracht, während das andere mich gelangweilt hat, tödlich gelangweilt. Mich verlangte nach dem Ende. Welch eine Sprache! der gute Turgenjeff

und Frau Viardot rissen die Augen auf, daß es komisch anzusehen war.

Was in Ihrem Werk die größte Wirkung erzielt hat, ist im letzten Akt die Szene zwischen Antoine und seiner Tochter. Maubant ist zu majestätisch und der Schauspieler, der Fulgence spielt, unzureichend. Aber alles ist sehr gut gegangen, und dies Stück wird ein langes Leben haben.

Der gewaltige HARRISSE hat mir gesagt, er werde Ihnen unverzüglich schreiben. Also wird sein Brief Sie vor dem meinen erreichen. Ich wollte heute früh nach Pont l'Évêque und Honfleur fahren, um ein Stück Landschaft zu sehen, an das ich mich nicht mehr deutlich erinnere, aber die Überschwemmungen hindern mich.

Lesen Sie doch bitte den neuen Roman ZOLAS, Exzellenz ROUGON: ich möchte gern wissen, wie Sie ihn finden.

Nein, ich verachte SEDAINÉ nicht, weil ich nichts verachte, was ich nicht verstehe. Er hat für mich etwas wie PINDAR und MILTON, die mir völlig verschlossen sind, trotzdem fühle ich wohl, daß der Bürger SEDAINÉ nicht ganz von ihrem Wuchs ist.

Das Publikum vom letzten Dienstag hat übrigens meinen Irrtum geteilt, und VICTORINE hat dort, unabhängig von ihrem wirklichen Wert, durch den Kontrast

gesiegt. Frau Viardot, die einen natürlich großen Geschmack hat, sagte gestern, als wir von Ihnen sprachen, „Wie hat sie das eine neben dem andern schreiben können?“ Das ist auch meine Meinung.

Sie machen mich etwas traurig, teurer Meister, indem Sie mir ästhetische Ansichten zuschreiben, die nicht die meinen sind. Ich glaube, daß die Abrundung der Phrase nichts ist, daß aber gut schreiben alles ist, weil gut schreiben zugleich gut fühlen, gut denken und gut sagen ist (Buffon). Der endgültige Ausdruck ist also von den beiden andern Dingen abhängig, da man ja stark fühlen muß, um denken zu können und denken muß, um etwas ausdrücken zu können.

Alle Spießbürger können viel Herz und Zartgefühl haben, voll der besten Gefühle und der größten Tugenden sein, ohne deswegen Künstler zu werden.

Die Sorge um die Schönheit, die Sie mir vorwerfen, ist für mich eine Methode. Wenn ich in einem meiner Sätze eine schlechte Assonanz oder eine Wiederholung entdecke, bin ich sicher, daß ich in etwas Falsches hineingeraten bin; durch Suchen finde ich den richtigen Ausdruck, der der einzige war und der gleichzeitig harmonisch ist. Das Wort fehlt niemals, wenn man die Idee hat.

Bedenken Sie (um wieder auf den guten Sedaine zu kommen), daß ich all seine Meinungen und seine Bestrebungen anerkenne. Vom archäologischen Standpunkt ist es sonderbar und vom menschlichen Standpunkt sehr lobenswert, das gebe ich Ihnen zu. Aber was soll uns das heute? Ist das ewige Kunst, ich frage Sie.

Schriftsteller seiner Zeit haben nützliche Prinzipien aufgestellt, aber in einem unvergänglichen Stil, in zugleich konkreterer und allgemeinerer Art.

Kurz, die Beharrlichkeit der Comédie Française, uns das als ein „Meisterwerk“ hinzustellen, hat mich so angegriffen, daß ich, als ich wieder zu Hause war (um den Geschmack dieser Milchsuppe auszulöschen), vorm Schlafengehen die Medea des Euripides gelesen habe, da ich sonst nichts Klassisches zur Hand hatte, bis Aurora Strohkopf bei dieser Beschäftigung überraschte.

Ich habe Zola geschrieben, er soll Ihnen sein Buch schicken. Ich werde auch Daudet sagen, daß er Ihnen seinen Jack schickt, da ich sehr begierig bin, Ihre Meinung über diese beiden Bücher zu hören, die in Stil und Temperament sehr verschieden sind, aber beide sehr bemerkenswert.

Die Angst, die die Wahlen den Spießbürgern eingejagt haben, ist ergötzlich gewesen.

Montag abend, 1876

Ich habe heute früh Ihr Buch bekommen, teurer Meister; ich habe noch zwei oder drei andere, die man mir vor langer Zeit geliehen hat; ich will sie wegschicken, und ich werde das Ihre Ende der Woche lesen, während einer kleinen Reise von zwei Tagen, die ich wegen meiner „Geschichte eines einfachen Herzens“, einer Bagatelle, die momentan im Bau ist, wie Prudhomme sagen würde, nach Pont l'Évêque und Honfleur machen muß.

Ich bin sehr froh, daß „Jack“ Ihnen gefallen hat. Es ist ein entzückendes Buch, nicht wahr? Wenn Sie den Verfasser kennen, würden Sie ihn noch mehr lieben als sein Werk. Ich habe ihm gesagt, er soll Ihnen Risler und Tartarin schicken. Sie werden mir danken, wenn Sie diese beiden Bücher gelesen haben, dessen bin ich von vornherein sicher.

Ich teile die Strenge Turgenjeffs gegen Jack und die Grenzenlosigkeit seiner Bewunderung für Rougon nicht. Der eine hat den Zauber, der andere die Kraft. Aber keins von beiden befaßt sich vor allem mit dem, was für mich das Ziel der Kunst ist, nämlich mit der Schönheit. Ich erinnere mich, Herzklopfen gehabt, eine heftige Freude empfunden zu haben, als ich eine Mauer der Akropolis betrachtete, eine ganz nackte Mauer (die Mauer an der linken Seite, wenn man zu

den Propyläen hinaufsteigt). Nun frage ich mich, ob ein Buch, unabhängig von dem, was es sagt, nicht die gleiche Wirkung hervorrufen kann? Liegt nicht in der Präzision der Werkzeuge, in der Seltenheit der Grundstoffe, der Glätte der Oberfläche, der Harmonie des Ganzen eine innere Tugend, eine Art göttliche Kraft, etwas Ewiges wie ein Prinzip? (ich spreche platonisch). Warum gibt es eine notwendige Beziehung zwischen dem richtigen und dem musikalischen Wort? Warum kommt man immer dazu, einen Vers zu machen, wenn man seinen Gedanken zu sehr komprimiert? Das Gesetz der Zahlen beherrscht also die Gefühle und die Bilder, und was äußerlich erscheint, ist demnach ganz einfach das Innere? Wenn ich lange in diesem Zuge fortführe, würde ich mir sehr schaden, denn anderseits muß die Kunst rechtschaffen sein; oder vielmehr die Kunst ist so, wie man sie machen kann. Wir sind nicht frei. Jeder folgt seinem Wege, seinem eigenen Willen zum Trotz. Kurz, Ihr Strohkopf hat keinen vernünftigen Gedanken mehr in seinem Schädel.

Aber wie schwer ist es, sich zu verständigen! Da sind zwei Menschen, die ich sehr liebe und die ich für wahre Künstler halte, Turgenjeff und Zola, was nicht hindert, daß sie die Prosa Chateaubriands und noch weniger die Gautiers keineswegs bewundern.

Worte, die mich entzücken, erscheinen ihnen hohl. Wer hat unrecht? Und wie soll man dem Publikum gefallen, wenn die Nächsten einem so fern sind? Das alles macht mich sehr traurig. Lachen Sie nicht.

Sonntag abend, ... 1876

Sie m ü s s e n mich, lieber Meister, innerlich als ein „rechtes Schwein“ ansehen, denn ich habe auf Ihren letzten Brief nicht geantwortet, und habe Ihnen nichts über Ihre beiden Bücher gesagt, ganz abgesehen davon, daß ich heute früh ein drittes von Ihnen bekommen habe. Aber ich bin seit vierzehn Tagen völlig von meiner kleinen Erzählung in Anspruch genommen, die bald fertig sein wird. Ich habe mehrere Gänge zu machen, allerlei Lektüre, und, was ernsthafter ist als all das, die Gesundheit meiner armen Nichte beunruhigt mich außerordentlich und macht mir den Kopf so wirr, daß ich nicht weiß, was ich tue. Sie sehen, daß ich Hartes zu überstehen habe. Dies junge Wesen ist im höchsten Grade anämisch. Sie geht zugrunde. Sie hat die Malerei aufgeben müssen, die ihre einzige Zerstreuung ist. Alle gewöhnlichen Stärkungsmittel richten nichts aus. Seit drei Tagen hat sie sich auf Anordnung eines andern Arztes, den ich für tüchtiger halte als die übrigen, der Wasserkur zugewandt. Wird das ihrer Verdauung und ihrem Schlaf helfen

und ihren ganzen Körper stärken? Ihr armer Strohkopf hat immer weniger Freude am Leben, er hat zuviel davon, unendlich zuviel. Sprechen wir von Ihren Büchern, das ist besser.

Sie haben mich unterhalten, der Beweis ist, daß ich Flamarande und Die beiden Brüder in einem Zuge und hintereinander verschlungen habe. Was ist Frau von Flamarande für eine reizende Frau und was für ein feiner Mann ist Herr von Salcède. Die Erzählung von dem Kindesraub, die Wagenfahrt und die Geschichte Zamoras sind vollendete Stellen. Dauernd wird das Interesse wachgehalten und sogar gesteigert. Was ich vor allem an diesen beiden Romanen bewundere (wie übrigens an allen Ihren Werken), das ist die natürliche Ordnung der Gedanken, das erzählerische Talent oder vielmehr Genie. Aber was für ein greulicher Kerl ist Ihr Herr von Flamarande! Was den Diener betrifft, der die Geschichte erzählt, und der augenscheinlich in die gnädige Frau verliebt ist, so frage ich mich, warum Sie seine persönliche Eifersucht nicht deutlicher gezeigt haben?

Abgesehen von dem Grafen sind alle Leute in dieser Geschichte tugendhaft und sogar außerordentlich tugendhaft. Aber halten Sie sie für sehr echt? Gibt es viele von ihrer Sorte? Solange man von ihnen liest,

glaubt man an sie, weil sie so geschickt dargestellt sind, aber hinterher?

Endlich, teurer Meister, und das ist die Antwort auf Ihren letzten Brief, will ich Ihnen sagen, was uns hauptsächlich trennt. Sie fliegen in allen Dingen mit dem ersten Sprung zum Himmel empor und steigen von da auf die Erde nieder. Sie gehen von dem Apriori aus, von der Theorie, vom Ideal. Daraus entspringt Ihre Sanftmut dem Leben gegenüber, Ihre Heiterkeit und, um das rechte Wort zu sagen, Ihre Größe. — Ich armer Kerl hafte wie mit Bleisohlen an der Erde; alles erregt, zerreißt, zerstört mich und ich bemühe mich, emporzusteigen. Wenn ich mir Ihre Art, die ganze Welt anzusehen, zu eigen machte, würde ich lächerlich werden, das ist alles. Denn Sie haben gut predigen, ich kann kein anderes Temperament haben als das meine, auch keine andere Ästhetik als die eine, die daraus folgert. Sie beschuldigen mich, daß ich mich nicht der Natur überlasse. Gut, und diese Disziplin? Diese Tugend? Was machen wir damit? Ich bewundere Herrn von Buffon, der, wenn er schreiben will, Manschetten anzieht. Dieser Luxus ist ein Symbol. Nun, ich versuche naiv möglichst verständnisvoll zu sein. Was kann man mehr verlangen?

Was das betrifft, daß ich meine persönliche Meinung über die Leute sagen soll, die ich gestalte, nein, nein,

tausendmal nein! Ich maße mir das Recht dazu nicht an. Wenn der Leser aus einem Buch nicht die Moral zieht, die darin liegen muß, so ist der Leser ein Esel oder das Buch ist in Punkto Deutlichkeit falsch. Denn im Augenblick, wo eine Sache wahr ist, ist sie gut. Die obszönen Bücher sind nur deshalb unmoralisch, weil ihnen die Wahrheit fehlt. So geht es im Leben nicht zu.

Und beachten Sie, daß ich das verabscheue, was man Realismus zu nennen übereingekommen ist, obwohl man mich zu einem seiner Priester macht; erklären Sie all das!

Was das Publikum betrifft, so vernichtet sein Geschmack mich immer mehr. Gestern zum Beispiel habe ich der Premiere des Prix Martin beigewohnt, einer Posse, die ich für mein Teil sehr geistvoll finde. Kein Wort des Stückes hat ein Lachen entzündet, und der Schluß, der mir unvergleichlich erscheint, ist unbemerkt geblieben. Also suchen, was gefallen kann, scheint mir die phantastischste aller Unternehmungen. Denn ich wette, daß niemand, wer es auch sei, mir sagen kann, durch welche Mittel man gefällt. Der Erfolg ist eine Folge und darf nicht ein Zweck sein. Ich habe ihn nie gesucht (obwohl ich ihn wünsche) und ich suche ihn immer weniger und weniger.

Nach meiner kleinen Erzählung werde ich eine andere schreiben, — denn ich bin zu ausgepumpt, um mich an ein großes Werk zu wagen. Ich hatte zuerst daran gedacht, den Heiligen Julianus in einer Zeitschrift zu veröffentlichen, aber ich habe darauf verzichtet.

Freitag abend, ... 1876

O, haben Sie aus Herzensgrunde Dank, lieber Meister! Sie haben mir einen wundervollen Tag bereitet, denn ich habe Ihr letztes Buch gelesen, den *Tour de Percemont*. — Marianne. Heute nur, da ich mehrere Sachen zu beendigen hatte, unter anderm meine Erzählung „Der heilige Julianus“, habe ich besagtes Buch in eine Schublade eingeschlossen, um der Versuchung nicht zu erliegen. Als meine kleine Novelle in der Nacht fertig war, habe ich mich in der Frühe auf das Werk gestürzt und es verschlungen.

Ich finde es vollendet, zwei Juwelen. Marianne hat mich tief bewegt, und zwei- oder dreimal habe ich geweint. Ich habe mich in der Person Pierres wiedererkannt. Gewisse Stellen erschienen mir wie Bruchstücke aus meinen Memoiren, wenn ich das Talent hätte, sie so zu schreiben. Wie ist das alles entzückend, poetisch und wahr! Der *Tour de Perce-*

mont hat mir außerordentlich gefallen, aber Marianne hat mich literarisch begeistert. Die Engländer sind meiner Meinung, denn in der letzten Nummer des Athenäums hat man einen sehr schönen Artikel über Sie veröffentlicht. Wußten Sie das? Also diesmal bewundere ich Sie vollkommen und ohne den geringsten Vorbehalt.

Ich bin wirklich sehr zufrieden. Sie haben mir nur immer Gutes getan; ich liebe Sie zärtlich!

Gustave Flaubert

I N D E X

MIT ANMERKUNGEN

	Seite		Seite
Achard, Amadée, 1814—		Barni, Jules, geb. 1818,	
1874, Schriftsteller	225	Philosoph; als Übersetzer	
„Aissée“, Drama von Bouil-		bekannt	150, 153
het, 74 f., 80, 132, 134,		Bastiat, Frédéric, 1801—	
139, 141, 144, 146		1850, berühmter Natio-	
Arago, Emmanuel, geb.		nalökonom	136
1812, Politiker; 1848 Ge-		Bautain, Abbé, geb. 1796,	
sandter in Berlin	32	Philosoph und Theologe	195
Arnould, Sophie, 1774—		Bazaine, Marschall, geb.	
1803, berühmte Opern-		1811, bekannt aus dem	
sängerin	121	Kriege 1870/71 . . .	194, 220
Badinguet, siehe Napo-		Belot, Adolphe, dramati-	
leon III.		scher Schriftsteller ohne	
Balzac, Honoré de, 1799—		große Bedeutung	220
1850, der berühmte		Béranger, Jean de, geb.	
Schriftsteller	138	1780, Dichter	100, 200
Barbès, Armand, geb. 1810,		Berryer, Antoine, geb. 1790,	
Politiker	20, 32, 95	berühmter Advokat und	
Barbey d'Aurévilly*, Jules,		politischer Redner	32
geb. 1809, Schriftsteller,		Berton, Montan, geb. 1820,	
80, 83, 208, 222		Schauspieler	88, 125, 139
		Bichat, Xavier, 1771-1802,	
		berühmter Arzt und Ana-	
		tom	133
		Bismarck	26
		Boileau-Despreaux, 1636—	
		1711, der berühmte	
		Dichter	223

* Das S. 222 erwähnte Werk Barbey d'Aurévillys „Die Teuflichen“ ist im Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam, als Band der Liebhaberbibliothek erschienen.

Seite	Seite
Bouilhet, Louis, 1822— 1869, Dichter und dra- matischer Schriftsteller, 3, 6, 7 f., 11, 19, 27, 33, 35, 71, 75, 76, 79, 85, 90, 92, 93, 94, 128, 141, 142, 144, 147, 154 f., 160, 166, 191, 214, 219	der größten Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, als Politiker von Bedeutung 62, 238
„Bouvard und Pécuchet“, satirischer Roman Flau- berts, erschienen 1881, 161, 164, 184, 215	Chennevières, Pointel, geb. 1820, Kunstschriftsteller und Administrator der Museen 195, 199
Buchez, Benjamin, 1796— 1865, Philosoph und Politiker 40, 58	Chilly, Charles Marie de, geb. 1807, Theaterdirek- tor, 51, 74, 79, 125, 139
Buloz, François, geb. 1803, Publizist 205	Clairville, Nicolaie, geb. 1811, dramatischer Schriftsteller 145
Cabanis, Georges, 1757— 1808, Schriftsteller, Arzt Philosoph 133	Coetlogon, Jean - Baptiste - Félicite, 1773—1827, Schriftsteller 185
„Cadio“, Drama von George Sand, 31, 44 f., 50, 51, 54	Colet, Frau, geb. 1808, Schriftstellerin 151
Caro, Edme-Marie, geb. 1826, Schriftsteller, Pro- fessor der Philosophie . 93	„Consuelo“, das bedeu- tendste Werk George Sands, 1842 erschienen, 16 f., 25
Carvalho, Theaterdirektor, 160, 161, 184, 187, 189, 193, 197, 200, 211, 213, 217	Cormon, Eugène, geb. 1811, dramatischer Schrift- steller 197
Champfleury, Fleury, geb. 1821, Romanschrift- steller 37 f.	Cornu, Hortense Lacroix, geb. 1812, Schriftstelle- rin, Enkelin der Königin Hortense und Napoleons III. 85 f.
Changarnier, Nicolas- Aimé-Théodule, geb. 1793, französischer General .. 30	Couture, Thomas, geb. 1815, Maler 6
Chateaubriand, Vicomte de, 1768—1848, einer	Cuvillier-Fleury, Alfred- Auguste, geb. 1802, Schriftsteller 174
	Dalloz, Paul, geb. 1829, Redakteur 67, 166

	Seite
Danton	113
Daremborg, Charles-Victor, geb. 1817, Mediziner und Schriftsteller	188
Darwin, Charles Robert .	214
Daudet, Alphonse, geb. 1840, der bekannte Schriftsteller, 222, 228, 236	
Delacroix, Auguste, geb. 1812, der berühmte Maler	159
Delannoy, Emile, geb. 1817, Schauspieler, 197, 198, 201, 205 f.	
Delavigne, Casimir, 1793— 1843, berühmter Dichter	2
Delorme, Marion, geb. 1612, berühmte Kurti- sane	181
Diafoirus, Thomas, Figur aus Molières „Der ein- gebildete Kranke“	221
Dickens, Charles, 1812— 1870, der englische Ro- manschriftsteller	163
Doucet, Camille, geb. 1812, dramatischer Schriftsteller	31, 46
Dubois, Baron Paul, Chi- rurg	88
Du Camp, Maxime, geb. 1822, Schriftsteller	35
Dumaine, Louis-François, geb. 1831, Schauspieler	5
Dumas, Alexandre, Sohn, geb. 1824, der bekannte Schriftsteller, 15, 93, 112, 137, 145, 174, 177, 198, 220	

	Seite
Duquesnel, Direktor des Odeontheaters, 75, 139, 176, 211	
Duveyrier, Charles, 1803— 1866, Literat	11
Eckermann, 1792—1894, der Freund Goethes ..	90
Erckmann-Chatrian, geb. 1822, Romanschriftsteller	178
Favre, Jules, geb. 1809, der berühmte Politiker	32
Feuillet, Octave, geb. 1821, Schriftsteller	174
Feydeau, Ernest, geb. 1821, Schriftsteller	62
Fould, Achille, 1800—1867, Staatsmann	166
Gambetta, Léon, geb. 1838, Politiker	177
Garcin de Tassy, 1794— 1878, Orientalist	195
Gasparin, Pierre, Comte de, 1783—1862	142
Gautier, Théophile, 1811— 1872, Schriftsteller, 43, 82, 95, 153, 157, 158 f., 165 f., 178, 238	
Gavarni, Chevalier, 1801— 1866, Maler und Schrift- steller	231
„Geschichte meines Le- bens“, Autobiographie von George Sand in zwanzig Bänden	62, 65
Goncourt, die Brüder Ed- mond und Jules de, 62, 63, 65, 95, 96, 228, 231	

	Seite
Gondinet, Edmond, geb. 1829, dramatischer Schriftsteller	204
Goethe, Joh. Wolfgang v.	90
Gressent, geb. 1818, Landwirtschaftler	142
Haeckel, Ernst, geb. 1834, der deutsche Naturwissenschaftler	214
Hamel, Ernest, geb. 1826, Publizist	70
Harrisse, Kritiker	140, 234
Haussmann, Georges-Eugène, Baron, geb. 1809, Finanzminister ..	123
Hegel, 1770—1831, der deutsche Philosoph	156
„Herzogin von Rudolstadt“, Roman von George Sand	25
Holbach, Thiry, Baron d', 1723—1789, Philosoph und Literat	10
Houssaye, Arsène, geb. 1815, Literat	82
Hugo, François Victor, Sohn des Dichters	194
—, Victor, 1802—1885, berühmter Schriftsteller, 29, 55, 68, 87, 138, 151, 185, 194, 212, 223, 228 f.,	231
Ingres, Dominique, 1780—1867, der berühmteste französische Maler des vorigen Jahrhunderts ..	159

	Seite
Kandidat, der, politisches Schauspiel von Flaubert, 184, 188, 189, 193, 196 f., 198 ff., 203, 211, 219	219
Kant, Immanuel, 1724—1804, der deutsche Philosoph	150, 153, 156
Keratry, Emile, Comte de, geb. 1832, Politiker und Publizist	100
Ladmirault, Paul de, geb. 1808, General, der sich im Deutsch-französischen Kriege hervorgetan hat	176
Lagier, Suzanne, geb. 1833, Schauspielerin und Sängerin	121
La Harpe, Jean François de, 1739—1803, Schriftsteller	68 f
Lamartine, Alphonse de, 1790—1869, berühmter französischer Schriftsteller	2
Lamennais, Robert de, 1782—1854, Schriftsteller und Philosoph	195
La Rounat, Rouvenat de, geb. 1819, Literat	204
Latour de Saint-Ybars, geb. 1808, dramatischer Schriftsteller	79 f.
Lescure, Marquis de, 1766 bis 1793, Führer der Vendée-Armee	46

	Seite
Levy, Michel, Begründer der Pariser Verlagsfirma, 81, 82, 91 ff., 174, 191 f., 208, 226	226
Litré, Emile, geb. 1801, Philosoph und Politiker, 118, 232	232
Louis Philipp I., 1773— 1850	6, 71
Madame Bovary, Roman von Flaubert, erschienen 1857	180
Maistre, Joseph, Comte de, 1754—1821, Staatsmann, Schriftsteller und Philo- soph	143
Marat, Jean Paul, 1743— 1793	59, 233
Marchangy, François de, Literat	200
Maroteau, Gustave, geb. 1849, Journalist	138
Mathilde, Prinzessin, Toch- ter Jerome Bonapartes, geb. 1820	67 f.
Maubant, geb. 1821, Schauspieler	234
Mélingue, Etienne-Marie, geb. 1808, Schauspieler	151
Mendès, Catulle, geb. 1843, bekannter Romanschrift- steller	167
Meurice, Paul, geb. 1820, dramatischer Schrift- steller und Journalist	224
Milton, John, 1608—1674, der berühmte englische Dichter	234

	Seite
Montaigne, 1533—1592, Philosoph und Schrift- steller	143
Montesquieu, 1689—1755, der berühmte Publizist	231
Nadar, Tournachon, geb. 1820, Schriftsteller	147
Napoleon I.	58
— III., 1808—1873, der letzte Kaiser der Fran- zosen, 55, 68, 113, 114, 119, 123, 136, 151	151
—, Prinz, zweiter Sohn Jerome Bonapartes, geb. 1822	50, 179
Noir, Victor, 1848—1870, Journalist, wurde von dem Prinzen Pierre Bona- parte durch einen Re- volverschuß getötet ...	84
Offenbach, Jacques, 1819— 1880, der bekannte deut- sche Komponist	145
Pasquier, Herzog, 1767— 1862, Politiker	57
Perrin, Emile, 1815—1885, Theaterdirektor ...	211, 213
Pindar, der griechische Dichter	234
Ponsard, François, 1814— 1867, Dramatiker	174
Pouchet, Archimède, 1800 bis 1879, der bekannte Naturwissenschaftler, der mehr als achtzig Bände veröffentlicht hat	192

	Seite
Proth, Maria, geb. 1832, Publizist	33
Proudhon, Pierre-Joseph, 1809—1869, Philosoph und Publizist, 10, 48, 53,	59
Raspail, François-Vincent, geb. 1794, Chemiker und Politiker	142, 143
Ravignan, Delacroix de, 1795—1858, berühmter Jesuit und Prediger ...	137
Renan, Ernest, geb. 1823, Philologe und Philosoph, 42, 43, 118, 122, 134, 179, 186, 204,	208
Robespierre, geb. 1758, ent- hauptet 1794	70
Ronsard, Pierre de, 1524— 1585, berühmter Dichter	162
Rossel, Nathaniel, Oberst, geb. 1844, wurde 1871 in Versailles erschossen	138
Sainte-Beuve, 1804—1869, Dichter und Kritiker, 7, 17, 20, 26, 27, 31, 37, 42, 51, 57, 63, 66, 67 ff., 80,	137, 138
Saint-Germain, geb. 1833, Schauspieler	197, 201
Saint-Simon, 1760—1825, einer der originalsten Denker des Jahrhunderts, in dessen Schriften zuerst die Idee des europäischen Staatenbundes auftaucht	214
Saint-Victor, Paul de, geb. 1823, Kritiker, 82, 121,	208

	Seite
Salamambo, historisch- archäologischer Roman von Flaubert, erschienen 1862	22, 180
Sarcey, Francisque, geb. 1827, Kritiker u. Schrift- steller	80, 81, 83
Sardou, Victorien, der be- rühmte dramatische Schriftsteller	187
„Schule der Empfindsam- keit“, Roman von Flau- bert, erschienen 1869, 21, 29, 70,	92
„Schwache Geschlecht, Das“, eine gemeinsam mit Bouilhet entworfene Komödie von Flaubert, 80, 94, 160, 184 f., 187, 189, 211, 213, 216, 219,	221
Scott, Walter, 1771—1832	163
Scribé, 1791—1861, der berühmte Dramatiker ..	220
Sedaine, Michel-Jean, 1719 bis 1797, Dramatiker 234,	236
Simonisten, philosophische Schule, gegründet 1825, nach dem Tode Saint- Simons (siehe dort) ...	143
Simon, Jules, geb. 1814, Staatsmann	176
Spinoza, 1632—1677, der Philosoph 93, 96, 150,	156
Taillandier, Saint-René, 1817—1871, Literat ...	208

	Seite
Talleyrand, Périgord, 1754 —1838, Staatsmann und Politiker	6
Taine, Adolphe, geb. 1828, Philosoph und Schrift- steller, 69, 91, 93, 137,	204
Théo, gemeint ist Théophile Gautier, siehe dort	
Thiers, der berühmte fran- zösische Historiker und Staatsmann, 30, 38 f., 41, 176, 177,	185
Tillemont, Nain de, 1637— 1698, Historiker	30
Turgenjeff, Iwan, der be- rühmte russische Dich- ter, 1818—1883, 17 f., 57, 65 f., 95, 125, 128, 141, 145, 146, 148, 152, 160, 169, 180, 181, 182, 196, 206, 211, 214 f., 226, 228, 234, 237,	238
Turgot, 1727—1781, be- rühmter Nationalökonom	10

	Seite
Vallès, Jules, Literat, Mit- glied der Kommune von 1871	136
Veuillot, Louis François, 1813—1883, Journalist, 17, 48	
Viardot, Frau, Sängerin, aus der berühmten ita- lienischen Sängerfamilie Garcia, 152, 180, 183, 209, 234,	235
Villemessant, Delaunay de, 1812—1879, Begründer des Figaro	205
Voltaire	51, 58
Westermann, berühmter französischer General, geb. 1751, enthauptet 1794 als Helfershelfer Dantons	113
Zola, Emile, der berühmte Romanschriftsteller, 220, 228, 234, 237,	238,

Gustave Flaubert

ÄGYPTEN

Einzig autorisierte deutsche Ausgabe besorgt von
E. W. Fischer.

Mit 16 Wiedergaben nach fotogr. Aufnahmen von
Du Camp, dem Reisegefährten Flauberts.

Einbandentwurf von Emil Orlik.

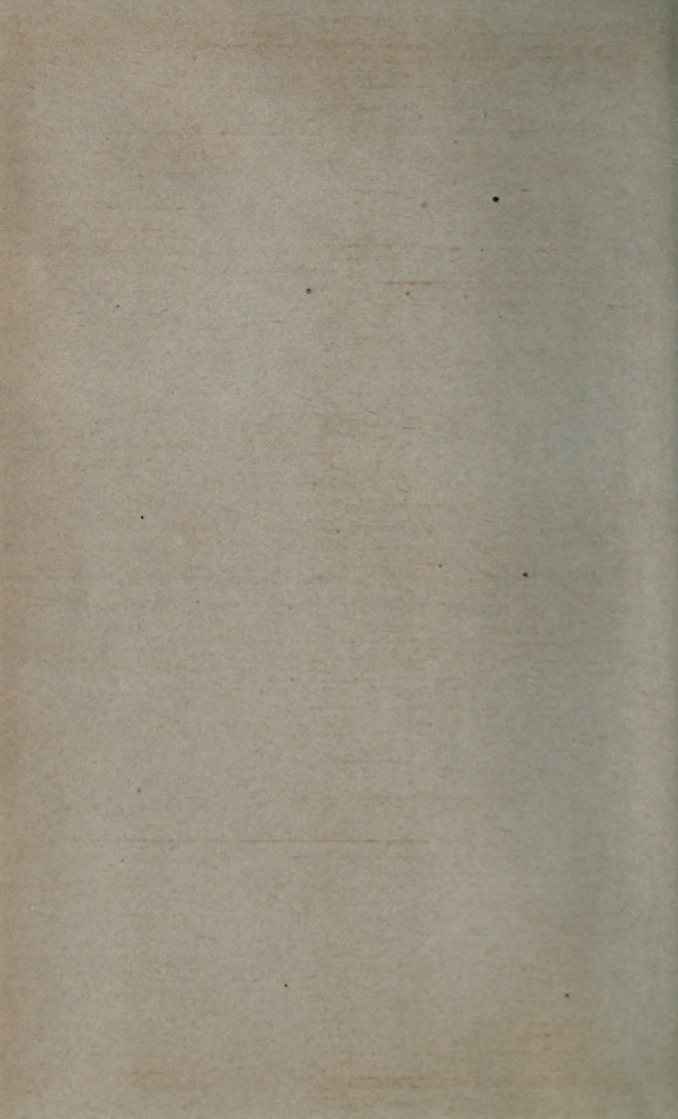
„Ägypten“ ist der Höhepunkt im Dasein Flaubert's. In stärkstem Erleben atmet seine Natur wie nie zuvor, saugt durstig alle Schönheit dieser fremden Welt ein: Die Sonnenuntergänge auf dem Nil, die Paläste von Karnak im Mondenschein, die Ewigkeiten der Sphinx und der Pyramiden und über allem gipfelnd die schmerzlich-süße Begegnung mit Kutschuk-Hanem, der verbannten Geliebten Abbas-Paschas. Das Tagebuch aus Ägypten, das hier im Deutschen zum ersten Male vollständig veröffentlicht wird, ist ein unschätzbare Dokument zur Kenntnis der Seele des Dichters der „Bovary“ u. der „Salambo“.

Geheftet M 8.—
In handkoloriertem Pappband M 10.—

Die 3 bändige Gesamtausgabe der
Tagebücher ist in Vorbereitung.

Gustav Kiepenheuer Verlag / Potsdam





PQ
2247
A3S3

Flaubert, Gustave
Briefe an George Sand

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY
